Staatl. Bibliothek
Regensburg

N1
48. 1.
Paed. 298

Zeitvertreib

und

Unterricht

für Kinder

in ihren ersten Lebensjahren

in kleinen Geschichten

von

J. A. E. Goeze

Erstem Hofdiakonus bey der S. Servatii Kirche.

Zwote Auflage.

Leipzig,

in der Weidmannischen Buchhandlung.

1788.

Staatl. Bibliothek
burg

Inhalt.

I. Weyhnachtsaberglaube. Seite 1
II. Knecht Ruprecht 10
III. Der Weyhnachtsmann. 15
IV. Das gefallene Kind. 19
V. Das wackelnde Kind. 22
VI. Die schädliche Gewohnheit. 24
VII. Der Klapperstorch. 26
VIII. Die Todtenuhr. 29
IX. Der Nickelmann. 36
X. Die Zigeuner. 41
XI. Das Osterwasser. 48
XII. Das neidische Kind. 54
XIII. Das muthwillige und grausame Kind. 58
XIV. Das weichliche Kind. 62
XV. Die Lerchenjagd. 66
XVI. Von Kindern, die nichts einnehmen wollen. 71
XVII. Das vorwitzige Kind. 76
XVIII. Das verschwiegene Kind. 82
XIX. Vom Angeben. 86
XX. Das naschige Kind. 89
XXI. Das vorschreibende Kind. 91
XXII. Das zierige Kind. 94
XXIII. Von Kindern, die nicht alles essen wollen. 96
XXIV. Das herrschsüchtige Kind. 100
XXV. Das dankbare Kind. 106
XXVI. Das lügenhafte Kind. 108
XXVII. Das Schreiben. 112

XXVIII.

XXVIII. Die Rochowische Schule. Seite 117
XXIX. Der Todtenkopf. 122
XXX. Die Irrlichter. 139
XXXI. Von der Furcht vor dem Gewitter. 146
XXXII. Vom Mißbrauch des Namens Gottes. 157
XXXIII. Das unreinliche Kind. 162
XXXIV. Nadel im Munde. 165
XXXV. Das Pinken mit den Augen. 167
XXXVI. Gespenster. 169
XXXVII. Fortsetzung. 175
XXXVIII. Fortsetzung. 182
XXXIX. Fortsetzung. 188
XL. Fortsetzung. 195
XLI. Fortsetzung. 200
XLII. Fortsetzung. 204
XLIII. Das neugierige Kind. 209
XLIV. Die Einfalt. 216
XLV. Von Kindern, die sich vor alles fürchten. 218
XLVI. Etwas Nützliches. 223
XLVII. Von Kindern, die alles ruiniren. 225
XLVIII. Die bestrafte Vermessenheit. 229
XLIX. Das veränderliche Kind. 236
L. Das eigensinnige Kind. 238
LI. Fortsetzung. 247

I. Weyh-

I.

Weyhnachtsaberglaube.

Hannchen kam am Weyhnachtsabend zu Dorchen, und sagte: was mögen doch wohl unsere Leute vorhaben? Sie machen allerley wunderliches Zeug, daraus ich mich gar nicht finden kann. Sie setzen Salzhäufchen zurecht. Marie holte Bley aus dem Kramladen, und hatte ein Feuerbecken, eine Kelle, und etliche Gläser mit Wasser. Was willst du damit machen, Marie? fragte ich. Ich bekam aber weiter keine Antwort, als daß mich das nichts angienge. Sie blieben

diese Nacht auf, und ich sollte nur zu Bette gehen.

Sage mir doch, liebes Dorchen! hast denn du noch nichts von diesen Dingen gehört? Was mags doch vorstellen sollen? Sie machen alles so heimlich, damit Papa und Mama, und unser Lehrer, Herr Klug, nichts davon erfahren sollen.

Ja, mein liebes Hannchen, antwortete Dorchen, etwas hab' ich schon davon gehört, und will dir alles sagen, wie mich meine lieben Aeltern davor gewarnt haben.

Es ist alles Weyhnachtsaberglaube. Albernes Zeug, was die Einfalt und Einbildung, wie auch die Neubegierde der gemeinen Leute erfunden hat, und wobey gar kein Verstand ist, sagte mein Vater, und er sagte mir noch mehr, wovon ich wünschte, daß es dich von allem Aberglauben eben so be-

frey-

freyen möchte, wie es mich davon befreyet hat.

O sage mirs doch, bestes Dorchen. Du kannst mir keinen größern Gefallen thun. Von dir hör' ich so was am liebsten, weil sich deine lieben Aeltern mehr Mühe geben, dir das zu sagen und begreiflich zu machen. Warum geschiehts denn alles eben in der Christnacht, wie die Leute sagen? Darum, antwortete Dorchen, weil sie glauben: in der Nacht, da Christus geboren sey, müßte durch die Kraft der Geburt Christi alles geschehen und eintreffen, was die Leute wünschten und gerne haben wollten. Da müßten alle böse Engel, die sich der Aberglaube mehrentheils selbst erdichtet, Christo gehorchen, und thun, was die Leute im Namen des gebornen Heilandes von ihnen verlangen: als Schätze anzeigen und graben helfen, ihr zukünftiges Schicksal ihnen bekannt machen,

und dergleichen albernes Zeug mehr. Sie, he! darum thun sie das in der Christnacht.

Ist denn das aber recht, fragte Hannchen weiter? Davon steht doch nichts in unsern Büchern, die uns unsere Aeltern zu lesen geben: auch nichts in der Bibel, wie Herr Klug versichert, und im andern Gebot sagt ja der liebe Gott: wir sollen seinen Namen nicht mißbrauchen, und nicht bey demselben zaubern. Das mögen wohl solche Sünden seyn, die zur Zauberey gehören. Das ist häßlich, den Namen Gottes und Christus so mißbrauchen, eben so unrecht, als alle Augenblicke Herr Jesus sagen. Warum mögen doch die Leute das nicht bey Tage thun, wenn sie ein gut Gewissen haben?

Du hast Recht, antwortete Dorchen. Das ist eben der dumme Aberglaube der unwissenden Leute, den ihr, wie meine Mutter oft zu unsern Leuten sagt, von Vater und

Großmutter, von Jugend auf, in der Spinnstube gelernt habt, davon die gesunde Vernunft und Gottes Wort nichts weiß. Laß uns ja Gott danken, daß wir besser unterrichtet sind. Wir haben den schönen Spruch gelernt: Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre. Und das wären solche Werke, sagte neulich mein Vater: Unwissenheit, Aberglaube, Bosheit, Lügen, Heucheley, und alles Böse, wodurch die Sünde Gewalt über den Menschen hätte. Solche Leute aber, die dem Aberglauben ergeben sind, richten diese Werke wieder auf, die der Herr Christus zerstöret hat. Ist das wohl recht?

Nein, mein Dorchen, erwiederte Hannchen. Das sehe ich ein; aber ich möchte doch gar zu gerne wissen, was die Leute mit den Salzhäufchen, dem Bley und Kohlen, in der Christnacht eigentlich anfangen? Wozu

kann ihnen denn das alles helfen? Auch das will ich dir sagen, antwortete Dorchen, so gut ichs weiß. Die Salzhäufchen setzen sie wie einen Thurm oder kleinen Berg, und sehen des Morgens zu, ob sie gesunken oder stehen geblieben sind. Das erste bedeutet in dem Jahre Krankheit, Unglück und Tod. Das zweyte, Gesundheit, Glück und Leben. Und das Abscheulichste ist, daß sie glauben: daß entweder Christus das selbst daran thue, oder durch einen Geist und Engel thun lasse, und ihnen also durch das Fallen oder Stehen der Salzhäufchen selbst eine Anzeige von ihrem Glück und Unglück, von ihrem Leben und Sterben gebe.

Das ist ja ganz erschreckliches Zeug, was ich da höre, sagte Hannchen. Ja, höre nur weiter, fuhr Dorchen fort. Das ist noch lange nicht alles. Höre nur, wie sich die Leute dabey mit unnützer Furcht quälen

und martern. Ist das Salz feuchte, wie es denn mehrentheils ist; so sinkt das Häufchen ganz natürlich von selbst, zumal wenn es in der warmen Stube steht. Dann bilden sie sich ein, sie müßten in dem Jahre sterben, und grämen sich wohl gar todt, wie mir mein Vater davon verschiedene Exempel erzählt hat.

Aber das Bley, mein Dorchen, wozu das? Sie schmelzen es auf Kohlen in der Kelle, und gießen es in Gläser mit Wasser. Da giebt es natürlicher Weise, wenn das heiße geschmolzene Bley ins kalte Wasser fällt, und aus einander spritzt, allerley Figuren; als Bäume, Städte, Thürme, Spieße, Nägel und dergleichen. Die Einbildung macht sie dazu, was sie nicht sind. Da begucken sie denn das alles sehr sorgfältig, machen die Auslegung, und sehen darinn alles, was sie wünschen und fürchten, sagt mein Vater.

Städte, Häuser und Bäume bedeuten grosses Glück und gute Nahrung. Dunkle Klumpen aber Kirchhöfe, Särge und Todtenköpfe, daß sie in dem Jahre sterben müssen. Und das alles können sie nur in der Christnacht, durch Hülfe der Geburt Christi, erfahren, sonst nicht.

Siehe, mein Hannchen, so ist es damit. Kannst du das Zeug glauben? Wolltest du das wohl nachmachen? O höre auf, Dorchen! ich habe genug. Ich mag nichts mehr wissen. Wie glücklich sind wir, daß wir besser unterrichtet werden, und uns der Aberglaube nicht mehr zu fürchten macht! Unser Leben hat uns der liebe Gott gegeben. Das Ende desselben sollen wir nicht wissen, sonst hätte ers uns gewiß gesagt. Er wird es uns erhalten, so lange es uns nützlich ist. Ich danke dir, liebes Kind, daß du mir so

viel Gutes gesagt hast, und kein dummer Aberglaube soll uns tödten.

Bey dieser Gelegenheit, sagte Dorchen, muß ich dir noch ein Geschichtchen erzählen, wie ichs von Väterchen habe, was der Aberglaube oft für ein trauriges Ende nimmt. Vor etwa 30 oder 40 Jahren bereden sich einmal einige Leute bey Jena in der Christnacht, daß sie wollen hinausgehen in einen Weinberg, und in dem Häuschen desselben die bösen Geister durch die Kraft der Geburt Christi beschwören, ihnen die darinn vergrabenen Schätze zu verschaffen. Weil es sehr kalt ist, nehmen sie Steinkohlen mit in das enge Stübchen des Hauses, und zünden sie an, um sich dabey zu wärmen. Diese geben viele Schwefeldünste von sich, die man nicht sehen kann, aber einschluckt, und die in einer engen Stube sehr gefährlich sind. Was geschieht? Des andern Morgens werden sie alle

todt gefunden, und waren von dem Dampf der Steinkohlen erstickt.

So straft sich der Aberglaube, der den lieben Gott versucht, selbst. Denn dazu ist Christus nicht geboren, daß wir sollen durch die Kraft seiner Geburt reich werden, Schätze graben, die bösen Engel bannen, und unser zukünftiges Glück oder Unglück erfahren; sondern daß wir sollen von der Sünde befreyet werden; fromm und glücklich leben.

II.

Knecht Ruprecht.

Luischen sagte zu Fritzen: ach wie freue ich mich aufs Weyhnachtsfest, wenn nur eins nicht wäre! Du glaubst nicht, wie ich mich fürchte, und mich kaum getraue, des Abends vor die Stubenthür zu gehen.

Nun, was ist denn das, antwortete Fritze. Ich weiß von keiner Furcht. Ich freue mich herzlich aufs Weyhnachtsfest, weil ich, so viel ich weiß, meine lieben Aeltern nicht betrübt habe, und mir daher gar schöne Weyhnachtsgeschenke versprechen kann. Warum fürchtest du dich denn, armes Luischen? Hast du etwa deine Aeltern, oder deine Lehrer beleidiget? Hast du also nicht viel zu hoffen?

Das wohl eben nicht, erwiederte Luischen. Aufs Weyhnachtsgeschenk freue ich mich eben so sehr, als du, lieber Fritze; aber wenn

wenn nur eins nicht wäre, daß ich mich vor Furcht nur halb freuen kann? Fürchtest du dich denn nicht?

Kind! so sage es doch heraus. Ich verstehe dich nicht. Was ist denn das eine, das dir so viele Furcht macht? Ach! sagte Luischen weinend, der böse Knecht Ruprecht, der des Abends umhergeht, die Kinder lesen und Sprüche aufsagen läßt, und, wenn sie das vor Angst nicht können, in den Sack steckt und mitnimmt. Er soll erschrecklich aussehen, ganz mit Hede und Wolle bewickelt. Ich habe ihn nur neulich von ferne gesehen, und konnte mich vor Schreck in der halben Stunde nicht besinnen.

Was sagst du da, Luischen? war Fritzens Antwort. Davon hab' ich mein Tage noch nichts gehört. Das kann unmöglich so seyn, wie du sagst. Von wem hast du es denn?

Theils von unsern Leuten in der Gesinde-stube, antwortete Luischen; theils von andern Kindern; theils hab' ich neulichen Abend, da ein gräulicher Lärm auf der Straße war, den Knecht Ruprecht selbst gesehen.

Also nicht von deinen Aeltern und Lehrern, gutes Kind? Merkst du nicht schon, daß das nicht richtig, sondern Betrug und Bosheit schlechter Leute sey, die andere nur wollen zu fürchten machen? Halt! ich wills bald erfahren. Bleib nur hier. Ich will gleich wieder kommen, und meine lieben Aeltern darum befragen.

(Fritze geht ab, kömmt aber bald zurück.)

Fr. Sey gutes Muths, liebes Luischen, nun will ich dir alles sagen. Meine Aeltern wunderten sich zwar, daß ich darnach fragte, und wollten wissen, von wem

ichs hätte. Da sagte ichs, daß ichs von dir hätte, und du dich erschrecklich fürchtetest; ich aber solche Possen nicht glauben könnte. Da erklärten sie mir alles, und sagten dabey: gehe nun hin, und sage es Luischen wieder. Es ist eine Wohlthat, die du an dem Kinde thust, wenn du es von seiner Furcht befreyest.

So höre nun zu deinem Trost. Knecht Ruprecht ist ein Knecht, oder sonst ein gemeiner schlechter Kerl, der sich ausgekleidet hat, davon heißt er Ruprecht, und des Abends die abergläubigen Leute und die einfältigen Kinder zu fürchten macht. In den Dörfern ist es noch sehr gemein.

Davon will ich dir eine traurige Historie erzählen. Es kam einmal ein solcher Kerl, der sich über und über mit Flachs und Werch bewickelt hatte, in eine Spinnstube. Die eine Magd steckte mit der Lampe den Flachs

an.

an. Der Kerl konnte sich nicht helfen. Alles lief fort. Er mußte elendiglich verbrennen, und hätte bald das Haus angesteckt, wenn er sich nicht noch in den Mistsumpf gewälzt hätte. Das sind die Folgen solcher Thorheiten!

Fürchtest du dich nun noch vor dem Knecht Ruprecht? Du denkst wohl gar, es sey ein Engel, ein Geist, oder ein Gespenst? Darüber müßte ich dich erst recht auslachen. Ich versichere dich, zu mir wird kein Knecht Ruprecht kommen. Mein Vater gab mir dabey noch die Lehre: mache dich nicht mit dem Gesinde und andern schlechten Leuten gemein, damit du nicht ihre schlechte Stücke lernest, oder dich ohne Ursache vor Dingen fürchtest, die von ihrem Aberglauben und Betrügerey herkommen.

Nun, liebes Luischen! freue dich mit mir aufs Weyhnachtsfest. Ruprecht soll uns nichts nehmen.

III. Der

III.

Der Weyhnachtsmann.

Du fragtest doch neulich, liebes Minchen, nach dem Weyhnachtsmann, der des Abends umhergienge, und sich mit den Instrumenten und Spielzeuge hören ließe, welches die artigen Kinder zum Weyhnachtsgeschenk haben sollten: auch dann und wann schon vorher Rosinen und Mandeln zur Freude der Kinder verzettelte. Du fragtest weiter, ob es der heilige Christ selbst sey, wie die Leute sagten, der zu Weyhnachten den Kindern was bescheere, und warum sich der Weyhnachtsmann in unserm Hause nicht hören ließe, da doch alle Kinder in der Schule davon sprächen?

Jetzt will ich dirs erklären. Zuerst sage ich dir, daß es ganz falsch und erdichtet sey, daß unser Herr Christus zu Weyhnachten auf

der Erde herumgehe, von den Drechslern, Töpfern, Tischlern und andern Handwerksleuten die Spielsachen hole, und solche den Kindern bescheere. So klein dein Verstand noch ist, so kannst du das doch schon begreifen, daß das viel zu klein und niedrig von der Person gedacht sey, die Gott den Menschen als Heiland, Lehrer und Wohlthäter, hat an diesem Feste geboren werden lassen. Das fällt also ganz weg, und ich bitte dich, aus Respekt und Liebe zu deinem Heilande, den du künftig noch besser wirst kennen lernen, nie wieder zu sagen: der heilige Christ hat mir das bescheeret. Die einfältigen Leute wissen es nicht besser, sonst würden sie nicht so sprechen; und wenn sie es besser wissen, so thun sie doch unrecht, den Kindern das vorzusagen, weil es an sich falsch ist, und den Namen Gottes entheiliget.

Zweytens ist es eine alberne Gewohnheit unter den Leuten, daß sie den Kindern vorsprechen: Christus schicke den Weyhnachtsmann, der den Kindern was bescheere. Das sey ein Engel, der in der Weyhnachtsnachts umhergehe, und die Sachen für die Kinder hinlege. Daher lassen sie verkleidete Personen in allerley Aufzügen herumgehen, wovon oft manche Kinder vor Schreck den Tod gehabt haben.

Du hast von diesen Possen noch nichts gehört und gesehen, sagte mein Vater, und wirst dergleichen in unserm Hause auch nicht sehen. Da du aber schon etwas davon erfahren hast, so sage ich dir, daß das alles falsch, und ein Betrug der Leute sey. Wir haben dich viel zu lieb, als daß wir dir solche falsche Dinge in den Kopf setzen sollten. Das Weyhnachtsfest ist ganz zu andern Absichten bestimmt, die du künftig erfahren

wirst. Es heist Weyhnachten, oder die geweyhete und heilige Nacht, darinn Christus den Menschen zum Heil und zur Freude geboren ist.

Wir beschenken dich an diesem Feste als eine Belohnung deiner Artigkeit und deines Fleißes, aber auch zum Andenken des grossen Geschenks der göttlichen Liebe. Nun weißt du, wie es mit der Geschichte vom Weyhnachtsmanne beschaffen ist.

****

IV.

Das gefallene Kind.

Wenn die Kinder immer ihre Spielsachen im Kopfe und vor den Augen haben; so geben sie nicht Achtung auf die Dinge, die vor und um ihnen sind; und das ist Unvor-

sichtigkeit, wodurch sie oft hart genug gestraft werden.

Ein kleines Mädchen von fünf Jahren, das sonst vorsichtig genug war, wurde von seinem Spielzeuge von oben herunter gerufen, und war doch auf einer etwas steilen Treppe, die es wohl schon hundertmal gegangen war, nicht vorsichtig genug.

Als es in die Mitte derselben kam, mochte es sein Spielzeug vor Augen haben, und über eine Stufe wegsehen; trat also vorbey, und fiel die übrigen Stufen herunter. Zum Glück gieng es noch so ziemlich ohne Schaden ab. Der ganze Körper war erschüttert, und es mußte den linken Arm wohl acht Tage im Bande tragen, weil er stark angeschwollen war. Da sich aber das Kind, ohne Eigensinn, gerne waschen und verbinden ließ; so wurde es auch bald wieder besser.

Dieser Vorfall dienet allen unvorsichtigen Kindern zur Warnung, daß sie sich in Acht nehmen, weil nicht jeder Fall so glücklich ablaufen kann. Als es wieder besser war, gaben ihm seine Aeltern folgende Lehren:

1. Daß es Gott danke, der es bey dem Falle so gnädig behütet habe, da es sich hätte todt fallen, oder Arm und Beine brechen können.

2. Daß es seine guten Aeltern um Vergebung bitte, weil es ihnen durch seine Unvorsichtigkeit einen solchen Schreck gemacht hätte, und ihnen danke, daß sie sich seiner so liebreich angenommen, und ihm Arzt und Chirurgus zu seiner Genesung gehalten hätten.

3. Daß es seinen Aeltern desto gehorsamer, und gegen andere arme Kinder desto mitleidiger sey, die es in solchen Fällen lan-

ge so gut nicht hätten, und an welche ihre armen Aeltern das nicht wenden konnten.

4. Daß es auf der Treppe, und an andern gefährlichen Orten, desto vorsichtiger sey, damit es nicht wieder falle, und noch größern Schaden nehme.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

V.

Das wackelnde Kind.

Kinder gewöhnen sich alle Augenblicke eine neue Unart an. Zwar ist es eben keine Bosheit, wenn sie nicht auf die ihnen deshalb gegebenen Erinnerungen merken, sondern Unachtsamkeit: auch wider alle gute Sitten, dadurch sie andern mehr gefallen, als wenn sie einen guten Verstand haben, und noch so viel lernen.

Dor-

Dorchen wackelte beständig hin und her, wenn es bey jemand stund, oder es legte die Arme auf den Tisch, oder es nahm sonst eine unanständige Stellung des Körpers vor. Es wurde ihm oft verboten; aber es thats doch. Kurz, es wollte nichts helfen. Es sahe andere artige, bescheidene und gutgesittete Kinder; es schämte sich zwar, konnte es aber nicht lassen.

Endlich kam man auf den Einfall, daß alle, die um es waren, es ihm beständig so nachmachten, wie es zu thun gewohnt war. Das half. Denn es sahe und fühlte nun selbst, wie häßlich und unanständig es aussahe. Es besserte sich, und gewöhnte sich binnen acht Tagen das Wackeln und Auflegen ab.

VI.

Die schädliche Gewohnheit.

Wenn die Kinder allemal wüßten und bedächten, was böse Gewohnheiten für Schaden thäten, und für traurige Folgen hätten: sie würden sie bald ablegen. Gute Aeltern und Lehrer sagen es ihnen oft genug aber sie glauben es nicht, bis sie mit Schaden klug werden.

So gieng es Fritzen und Carln, welche die Gewohnheit hatten, sich einander immer aufzuheben, zu zerren und herumzuschleudern. Es wurde ihnen oft verboten; aber sie ließen es nicht. Sie kriegten Schläge darüber, und sie thaten es nun heimlich, wenn keiner dabey war.

Was geschahe? Als sie das Ding einmal recht arg getrieben hatten, zerriß sich Carl das Netz im Leibe, daß er einen Bruch

bekam, und die Gedärme austraten. Er mußte nun Tag und Nacht ein eisernes Bruchband tragen, welches ihm Strafe genug war. Fritze aber bekam eine schiefe Hüfte, daß er nicht gerade stehen konnte. Mit genauer Noth wurde dieselbe unter vielen Schmerzen wieder eingerenkt, und jener wurde auch wieder besser.

Wie leicht hätten nicht beyde Knaben aus bloßem Muthwillen, und durch eine schädliche Gewohnheit, zeitlebens ungesund und Krüppel werden können! Kinder müssen also nichts unternehmen, nichts tragen und heben, wozu sie noch die Kräfte nicht haben.

Als Dorchen das hörte, sagte es zu seinen Aeltern: die andern Kinder wollen mich immer aufheben und tragen; aber ich leide es nicht, und mag darum nicht gerne mit ihnen umgehen. Da wurde Dorchen sehr gelobt, daß es so vorsichtig war.

VII.

Der Klapperstorch.

Christianchen kam neulich zu Dorchen, und sagte: der Klapperstorch hat mir ein kleines Schwesterchen gebracht.

Wer hat dir denn, antwortete Dorchen, solch Zeug weiß gemacht? Kann denn ein Vogel Kinder und Menschen bringen? Unsere Cathrine, sagte Christianchen, hat mirs so vorgesprochen. Aber glaubst du denn das, erwiederte Dorchen?

Höre zu, ich will dirs wieder sagen, wie michs Väterchen gelehrt hat. Die kleinen Kinder sitzen nicht im Teiche oder im Wasser, wie die Frösche. Der Klapperstorch bringt sie auch nicht. Das ist ein Vogel mit langen Füßen und Schnabel, daß er im Wasser gehen, und die Frösche und Fische von unten herauf holen kann. Man spricht uns

Kindern das nur so vor, weil sichs nicht für uns schickt, und wir es auch noch nicht verstehen, wie die kleinen Kinder in die Welt kommen.

Der liebe Gott, als der Schöpfer und Erhalter aller Kreaturen, sagte mein Vater, läßt sie als Menschen von Menschen geboren werden, und schenkt sie den Aeltern. Die Mutter giebt ihnen die erste Nahrung aus ihrer Brust. Die haben wir auch bekommen, da wir noch so einfältig und hülflos wie die jungen Hunde waren. Ach du lieber Gott, was sind wir jetzt schon, da wir sehen, hören, gehen, reden, uns besinnen, und unser Butterbrod fordern können! Ich fühle es recht sehr, wie sauer wir den Aeltern werden, und wie viel Gutes sie von unserm ersten Anfange an, da wir noch elender dran waren, als die jungen Thiere, an uns täglich

gethan

gethan haben und noch thun. O Christianchen! laß uns das ja erkennen.

Wie gut hat das der liebe Gott für uns eingerichtet, daß er uns den Aeltern gegeben hat, und wir ihre Kinder sind? Wer würde sich sonst unserer annehmen, und uns kleiden, speisen, versorgen und erziehen?

Ha! ha! sagte Christianchen. Das ist ein ganz ander Ding, Dorchen, was du mir da sagst. Ich habe das vom Klapperstorch auch gar nicht begreifen können. Es hat mir gar nicht in den Kopf gewollt. Ich weiß nun genug: der liebe Gott hat es so eingerichtet, daß Menschen von Menschen geboren werden. Ja! ja! anders kanns auch nicht seyn. Denn wenn unsere Marie dem Huhne Eyer unterlegt; so kommen die jungen Küchelchen heraus, und keins sagt, daß sie der Klapperstorch bringe.

Du hast Recht, mein Kind, erwiederte Dorchen. Ein jedes in der Welt bringt seines gleichen hervor, wie wir vor Augen haben. Keine Gans einen jungen Hund, und kein Sperling eine Katze. Laß uns nur nicht zu vorwitzig nach solchen Dingen fragen, die wir noch nicht verstehen. Es schickt sich für uns noch nicht, da wir Kinder sind, und noch viel zu lernen haben. Nur müssen wir uns auch nichts falsches und lächerliches vorsagen lassen.

VIII.

Die Todtenuhr.

Da pickt und klopft es schon wieder in der Wand, sagte Fritze ganz ängstlich, und seufzte: was mag das bedeuten? Was das bedeutet? antwortete die alte Kindermuhme: daß

daß wieder einer aus dem Hause sterben wird. Nimm dich ja in Acht, Fritze. Es kann dich bedeuten. Denn das Ding in der Wand pickt und klopft einem den Tod. Daher heißt man es auch die Todtenuhr, den Todtenschmidt.

Was? sagte Fritze. Das ist denn doch wunderlich Zeug. Hat denn der Tod eine Uhr, die er da in die Wand steckt und picken läßt, wenn einer sterben soll? Sage mir doch, Marie, wie sieht denn das Ding aus? Hat denn diese Uhr auch so schöne gelbe Räder, wie Väterchen seine? Sage mir doch, woher weißt du denn das, daß einer von dem Picken stirbt und sterben muß? Meine Aeltern und Lehrer haben mir noch nichts davon gesagt. Woher weißt du es denn? Ja! das weiß ich eben nicht, erwiederte die Kindermuhme, was es für ein Ding ist, ich hab' es auch niemals gesehen, aber gehört genug, und das weiß

ich

ich wohl, daß es allemal vorher geklopft und gepickt hat, wenn einer gestorben ist. Das hat mir meine Großmutter schon vor vielen Jahren gesagt, Gott lasse sie wohl ruhen!

Hum! sagte Fritze, das ist doch eine wunderliche Sache, die ich nicht recht zusammenbringen kann. Marie! weißt du was: es kömmt mir fast eben so vor, wie mir neulich unser Lehrer, Herr Kinderlieb, sagte: Kinder, sagte der liebe Mann, ich habe euch gar zu lieb, und weil ich euch so lieb habe, so bitte ich euch recht sehr: nehmet euch doch vor dem Aberglauben der Leute in Acht. Die sagen euch von manchen Dingen lauter falsche Ursachen vor, und das setzt euch in Furcht und Schrecken, was doch nichts ist. Kannst du das wohl glauben oder sagen, Fritze, sprach er zu mir: dein Stock stehet im Winkel, jetzt regnets draußen, also ist das Schuld dran, oder es regnet davon, daß

dein Stock im Winkel steht? Ich lief geschwind hin, und nahm den Stock weg; aber es regnete immer fort.

Marie, du machst es fast eben so wie mit dem Stock in der Ecke. Es pickt was in der Wand, darum muß einer sterben. Wenn ich das Pickding nur herausbohren könnte, es sollte keiner sterben. Ja! das weiß ich wohl, antwortete Marie, wenn ihr Kinder erst gelehrt werdet: dann wollt ihr uns alten Leuten nicht mehr glauben. Du wirst es wohl sehen.

Siehe da, willkommen, Dorchen, sagte Fritze. Du kommst eben recht. Die Todtenuhr pickt wieder in der Wand, und Marie macht mich bange, daß davon wieder einer sterben würde. Das ist ja schön, antwortete Dorchen, das Ding hab' ich lange gern hören wollen. Sie horchen. Es geht in der Wand: Pickpick, pickpick, wie eine Taschen-

schenuhr, und das Picken währt wohl eine Viertelstunde.

Fritze wird blaß, und Dorchen lacht. Du lachst? sagte Fritze, und ich möchte davon laufen. Warum denn das? erwiederte Dorchen. Weil ich mir fast vorstelle, daß ich nun sterben muß. O du armes Kind! antwortete Dorchen. Wer ist denn so grausam, dich mit solcher vergeblichen Furcht zu quälen? Höre mich, und deine Furcht soll bald vergehen. Ich freue mich, daß mir mein lieber Vater schon manches Artige aus der Natur gesagt hat, was mir wunderbar und fürchterlich war. Kind, sagte der liebe Vater, lerne ja bey Zeiten die natürlichen Dinge, Ursachen und Wirkungen, recht kennen. Du wirst dadurch vor vieler abergläubischer Furcht verwahret bleiben.

Er hat mir auch die Sache mit der Todtenuhr erklärt. Es ist ein kleines Holzwürmchen,

chen, das in der Wand im Holze steckt, und das Holz in Staub zerfrißt, welches seine Nahrung ist. Wenn es mit seinem Rüßelchen am Holze nagt, so geht das, als wenn eine Uhr pickt. Zuletzt verwandelt sich das Würmchen in ein kleines fliegendes Käferchen.

Was hat das nun mit dem Tode der Menschen zu thun? Woher weiß es das, daß einer sterben werde? Hat es ihm der liebe Gott geoffenbart? Kannst du das wohl denken, Fritze? Der liebe Gott offenbaret keinem seine Todesstunde, am wenigsten durch das Picken eines Wurms, der sich satt frißt. So sagte der liebe Vater, und setzte hinzu: Kind, denke ja nicht, daß, wenn zwey Dinge zusammen da sind, das eine immer die Ursache von dem andern sey. Es stehet ein Komet am Himmel: es ist zu gleicher Zeit Krieg auf der Erde. Also ist der Komet davon die Ur-

sache. Es pickt in der Wand; es stirbt just einer: also ist das Picken Schuld daran, daß er gestorben ist.

Das Ding mit dem Picken, lieber Fritze, gehet also sehr natürlich zu; und wenn auch einmal zu eben der Zeit, da es gepickt hat, jemand im Hause gestorben ist, so ist doch der Wurm und sein Picken nicht Schuld daran. Kannst du das nunmehro wohl begreifen?

Fürchte dich nicht mehr davor, lieber Fritze. Wenn du einmal zu uns kommst, will ich dir das Käferchen dieses Wurms weisen, wie es mein Vater an einer Nadel stecken hat.

O das freuet mich, liebes Dorchen, sagte Fritze, daß du mir meine Furcht benommen hast. Siehe da, Marie, da hast du deinen Bescheid auf deinen Aberglauben, und wir lachen dich aus.

IX.

Der Nickelmann.

Es sind recht alberne Leute, die den Kindern durch falsche Erzählungen und Mährchen eine Furcht einjagen. Diese Furcht schadet ihnen Zeit ihres Lebens. Das bedenken aber die Leute nicht. Sie haben dabey eben keine böse Absicht; sondern meynen es gut. Aber mit Gutmeynen ist die Sache nicht ausgemacht, wenn man dadurch Schaden anrichtet. Die Leute wollen durch solche Erzählungen die Kinder von Dingen abhalten, die ihnen schädlich sind; aber sie schaden ihnen durch die falsche Furcht weit mehr, als wenn sie dieselben gar nicht gewarnt hätten.

Lottchen kam neulich Abend vom Wasser und zitterte und bebte vor Furcht am ganzen Leibe, daß es krank wurde, und was einneh-

men mußte. Was ist dir? fragte Dorchen dieses Kind. Ach, sagte Lottchen, da bin ich am Wasser gewesen, und unsere Marie sagte: der Nickelmann säße im Wasser und kämmete seinen grünen Haare. Ich sollte ja laufen, sonst zöge er mich ins Wasser. Da hab' ich mich so erschrocken.

O! sagte Dorchen, wie freue ich mich, daß ich so gute Aeltern habe, die mir dergleichen Possen und abergläubisches Zeug schon lange erklärt haben, daß ich mich davor nicht mehr fürchte! Du armes Kind dauerst mich, und ich will dir alles sagen, wie es damit ist. Wenn du hörst, daß alles falsch ist, so wird deine Furcht von selbst vergehen. Denn wer wird sich vor falschen Dingen fürchten? Es ist mir sonst eben so gegangen. Weil ich dergleichen Dinge für wahr hielt, so fürchtete ich mich auch davor.

Ich freue mich herzlich, daß ich dir deine Furcht benehmen kann.

Weißt du wohl, warum man den kleinen Kindern das vom Nickelmann vorspricht? Bloß darum, daß sie sich vor dem Wasser fürchten, nicht zu nahe hingehen, hineinfallen und ersaufen sollen. Das ist die ganze Sache. Einen solchen Nickelmann, wie ihn die Leute beschreiben, giebts gar nicht. Merke das wohl. Nämlich einen Kerl oder Weib, die halb nackend im Wasser säßen, im Wasser lebten, und gleichsam wilde Menschen wären, die grüne Haare hätten, und den Kindern nachstellten. Das alles ist bloß um der Kinder willen erdichtet. Hast du wohl das grüne langhaarigte Mooß gesehen, das sich unten im Wasser, in dem langen Graben vor dem Thore, wo wir immer spazieren gehen, angesetzt hat? Siehe, dieß Wassermooß hat Gelegenheit zu der Erdichtung oder zu dem

Mähr-

Mährchen von den Nickelmannshaaren gegeben. Was das einfältig ist! Das können wir Kinder doch schon begreifen.

Erhole dich also von deiner Furcht. Glaube dergleichen Zeug nicht mehr, das der Aberglaube erdichtet, und das alles falsch ist. Es ist fast eben so wie mit dem Nachtwächter und Schornsteinfeger, womit die Kindermägde die Kinder des Abends zu fürchten machen, als wenn sie die Kinder holten, um ihrer los zu werden, damit sie desto zeitiger sollen zu Bette gehen. Davor hab' ich mich auch sonst sehr gefürchtet, bis mir meine liebe Mutter sagte: daß es gute und nützliche Leute wären, die den Kindern nichts zu Leide thäten.

Der liebe Gott hat uns ja gesunden Menschenverstand gegeben, daß wir das Falsche von solchem Geschwätz einsehen können. Laß uns nur vorsichtig seyn, unsern guten Ael-

tern folgen, und nicht allein ans Wasser gehen; so wird uns kein Nickelmann was thun. Denn es giebt keinen.

O! wie dank ich dir, liebes Dorchen, sagte Lottchen, daß du mich von meiner albernen Furcht befreyet hast! Ich weiß es nicht: es ist mir nun so leicht in allen Gliedern. Ich will aufstehen, und gutes Muths seyn.

Wie groß ist der Schaden, den die abergläubische Furcht den Kindern thut! Diejenigen sind ihre größten Feinde, die sie so zu fürchten machen. Es klebt Ihnen zeitlebens an. Und ihre Nerven werden das Erschrecken so gewohnt, daß sie bey dem geringsten Vorfall zusammenfahren, und daher in der Folge Krämpfe und allerley traurige Krankheiten entstehen.

X.

Die Zigeuner.

Als neulich Dorchen und Riekchen mit ihren Aeltern aufs Land zu ihrer Tante gefahren waren; so entstand im Dorfe ein gewaltiger Lärm. Viele Leute versammelten sich. Einige lachten, andere schalten und waren sehr böse. Die Jungen riefen: Zigeuner, Zigeuner.

Dorchen und Riekchen waren eben vor dem Hause ihrer Tante, und wollten nach dem Lärm hinlaufen. Thut das nicht, lieben Kinder! sagte die Tante. Ihr möchtet im Gedränge zu Schaden kommen. Indem zogen die Zigeuner vorbey: häßliche Leute von Ansehen. Braungelb im Gesicht. Fast alle Dorfjungen hinter her, die noch immer riefen: Zigeuner, Zigeuner.

Die beyden Kinder wollten sich verkriechen; aber ihre liebenswürdige Tante nahm sie bey der Hand, und sagte: Fürchtet euch nicht vor diesen Leuten: sie dürfen euch nichts thun; aber laßt euch nur künftig nicht von ihnen betrügen.

O liebe Tante! sagten die Kinder: wir haben ja in unserm ganzen Leben noch nichts von diesen Leuten gehört. Was sind es denn für Leute? Sind es denn Menschen? Sie sehen ja gar zu häßlich aus, als wenn sie sich niemals gewaschen hätten. Erzählen sie uns doch was von ihnen.

Die Tante setzte sich auf den Stein vor der Thür. Die Kinder traten vor sie, und sie fieng also an, da der Schwarm indessen über die Wiese nach dem nächsten Dorfe hinzog.

Lieben Kinder! sagte die Tante: die Zigeuner sind Menschen wie andere Menschen.

Sie

Sie kommen aus der Tartarey her, wo die Türken wohnen. Daher nennen sie auch die gemeinen Leute mannichmal die Tatern. Ihr werdet das künftig verstehen lernen, wenn ihr erst von den Ländern der Erde werdet unterrichtet werden.

Es ist ein faules Volk, das nicht arbeiten will. Daher ziehen sie aus einem Lande ins andere, und ernähren sich vom Betteln, Stehlen, Rauben und Plündern, vom Wahrsagen und andern betrügerischen Künsten, womit sie die einfältigen Leute hintergehen, und ihnen was weiß machen.

In den Städten werden sie nicht geduldet. Daher habt ihr auch noch keine gesehen. Sie schleichen sich nur so auf den Dörfern herum, und wenn es die Obrigkeit erfährt, so müssen sie fort. Sie sehen darum so häßlich aus, weil sie sich mit Specke im Gesichte schmieren, und in die Sonne legen;

auch

auch Tag und Nacht unter freyem Himmel liegen. Sie thun das darum, um sich bey den Leuten ein fürchterliches Ansehen zu machen, damit sie ihnen desto eher glauben, und was geben sollen.

Ja! sagte Dorchen, liebe Tante! darum bettelten sie auch Speck, wie ich hörte, da der Lärm angieng. Aber warum sagten sie denn immer: blanke Schwester zu den Bauermädchen? Darum, antwortete die Tante, weil sie alle Leute Du nennen, und ihnen schmeicheln, wenn sie sie blank heißen. Denn das bedeutet schön.

Aber, fragte Rieckchen, liebe Tante! was meynten sie denn vorher mit dem Wahrsagen? Können denn das die Menschen? Ich meynte, das könnte nur der liebe Gott; der wäre nur allwissend; die Menschen aber nicht.

Ja! mein Kind, erwiederte die Tante. Das ist er auch, und bleibt es auch. Da-

her kannst du schon begreifen, daß diese Leute Betrüger sind. Sie geben nur vor, daß sie wahrsagen, oder den Leuten ihr Glück und Unglück vorhersagen könnten: lassen sich dafür bezahlen, und wenn denn die einfältigen Leute das glauben, so sind sie um ihr Geld, und zugleich betrogen.

Wie machen sie denn das? liebe Tante! fragte Dorchen, wenn sie wahrsagen? Wie sprechen sie denn dabey? Das ist ihre Sprache, antwortete die Tante, besonders vor den unverheyratheten Bauermädchen und jungen Mannspersonen, die sich einander gerne freyen wollen: Ich will dir gute Waare sagen: Du wirst bald heyrathen. Du wirst glücklich seyn, Haus und Hof bekommen, und recht reich werden.

Das hören denn die Leute gar zu gern, und glauben, es sind lauter Wahrheiten. Sie pflegen sich auch wohl vorher nach allen

Umständen der Leute und Häuser zu erkundigen, was darinnen vorgegangen ist, und sagen ihnen viele Dinge, die schon geschehen und ihnen begegnet sind, daß die dummen Leute Nase und Maul aufsperren, und nicht begreifen können, woher sie solches wissen, welches doch sehr natürlich zugehet.

Sie richten auch oft in den Häusern viel Unheil, Argwohn, Neid und Zank an, wenn sie zu den Leuten sagen: sie sollen sich vor diesem und jenem in Acht nehmen, der sey ihr Feind, und meyne es nicht gut mit ihnen. Dadurch ist oft der Mann der Frau gram geworden; die Herrschaft hat sich mit dem Gesinde gezankt, und dieses ist unter einander uneins geworden. Ist das nicht abscheulich?

Indem kam der Richter des Orts daher gegangen. Die Tante rief ihn an, und fragte: warum vorher ein solcher Lärm gewesen wäre, und die Jungen so hinter die Zigeuner

hergerufen hätten? Weil es Betrüger sind, sagte der Mann. Sie hatten da vor einem Hause wahrsagen wollen, und von den dummen Leuten schon viel Geld, Brod und Speck, bekommen, als der Sohn des Hauses, der ein vernünftiger Mensch war, oben auf den Boden geht, und sie von oben herunter mit einem Eymer voll Wasser dergestalt begießt, daß sie wie die gebadeten Katzen aussahen. Und nun kam der junge Mensch herunter, und sagte: Leute, was steht ihr da, und höret den Betrügern zu? Sie wissen nichts. Sie können nichts. Könnten sie wahrsagen und künftige Schicksale vorherwissen; so hätten sie auch wohl vorher gewußt, daß ich sie begießen würde. Da seht ihrs ja, daß es Lügner und Betrüger sind. Das begriffen denn die Leute, und forderten ihr Geld wieder.

Das waren aber die Zigeuner nicht Willens wieder zu geben, sondern liefen fort.

Die Jungen hinter her, und warfen sie mit Dreck.

Das war ihr verdienter Lohn, sagten die Kinder; aber der dummen Leute auch, daß sie um ihr Geld sind. Wir wollen uns wohl vor diesen Betrügern hüten.

XI.

Das Osterwasser.

Daß du ja morgen recht früh bey der Hand bist, sagte Marie zu der andern Magd, ehe die Sonne aufgeht: sonst ist alles vergebens. Warum denn das? fragte Jettchen und Carl. Was wollt ihr denn morgen schon so früh machen? Es ist ja der erste Ostertag. Eben darum, war die Antwort. Wir wollen Osterwasser holen. Das müssen wir vor Aufgang der Sonne holen. Dann faults

nicht.

nicht. Damit waschen wir uns. Dadurch werden wir schön, und kriegen auch in dem Jahre das Fieber nicht. Aber warum muß es denn eben Osterwasser seyn? fragten die Kinder. Thuts denn ander Wasser nicht auch? Und warum holt ihrs denn vor Aufgang der Sonne? Ja! Kinderchen, sagten die Leute, das muß so seyn. So sagt mans, und so hats meine Großmutter schon gehalten. Der Herr Christus ist ja morgen auferstanden. Dann zittert die Sonne, wenn sie aufgeht, und ehe sie denn aufs Wasser scheint, müssen wirs holen, und zwar stillschweigend: ja kein Wort reden. Sonst hilft alles nichts.

O! nehmt uns mit, riefen die Kinder. Nein! sagten die Leute. Wir müssens heimlich thun. Papa und Mama sind nicht dafür, und können es nicht leiden. Aber es ist doch wahr. Die Kinder baten sehr. Die Leute wollten erst nicht; aber endlich verspra-

chen sie es, mit der Bedingung, daß sie ja den Aeltern nichts sagen, auch bey dem Wasserholen nicht reden sollten.

Noch an demselben Abend kriegten die Kinder Dorchen, ihre Nachbarin, zu sprechen. Ein Kind, das schon besser unterrichtet war, und den dummen Aberglauben gar nicht ausstehen konnte. Wie Kinder sind. Sie können nicht lange was verschweigen. So gieng es auch hier. Erst fieng Jettchen an zu buchstabieren: Morgen früh, Carl! nicht wahr? Dann wollen wir recht früh aufstehen. Ja! Jettchen, platzte Carl heraus, und Osterwasser holen. Dorchen, willst du mit? Was wollt ihr holen? sagte dieses. Ich hätte bald was gesagt. Wissen es denn eure Aeltern? Nein! die sollen es eben nicht wissen, sagten beyde. Denn sie leidens nicht, haben uns unsere Leute gesagt. Wenn du nur wüßtest, Dorchen,

was das Osterwasser für schönes Wasser wäre! Es macht schön, und man kriegt das Fieber nicht.

Das sind hübsche Dinge, antwortete Dorchen, die ich da höre. Erstlich wollt ihr was wider eurer Aeltern Willen und ohne ihr Wissen thun. Ihr wollt dem Gesinde mehr gehorchen als euren Aeltern. Zweytens versündiget ihr euch gegen den lieben Gott. Denn das ist dummer Aberglaube. Ich merke schon, was man euch in den Kopf gesetzt hat. Was hat doch der Herr Christus und seine Auferstehung mit dem Wasser zu thun? Davon bekömmt das Wasser nicht mehr Kraft, als es vorher hat. Laßt euch solch Zeug nicht weiß machen.

O! so sag es uns doch, wenn du es besser weißt. Das will ich auch, wenn ihr zuhören wollt. Unsere Leute wollten es auch einmal so machen. Da erfuhr es mein Va-

ter, und brachte sie bald davon ab. Leute, sagte der Vater, glaubt doch das nicht, daß das Wasser durch die Auferstehung Christi besondere Kräfte bekomme. Wo steht das? Wo habt ihr das je gelesen? Welcher vernünftige Mensch glaubt das? Ja! sagten die Leute, das ist doch wahr, daß das Osterwasser nicht faul wird. Das kann seyn, sagte der Vater; aber womit beweiset ihr denn, oder woher wisset ihr das, daß das von der Kraft der Auferstehung Christi kömmt? Wenn ich euch nun zeige, daß es von ganz natürlichen Ursachen herrührt, wollet ihr denn euern Aberglauben ablegen?

Und nun sagte der Vater weiter. Ostern fällt gemeiniglich so im Frühjahr, in dem Monat, da der Schnee aufgeht, und ins Wasser fließt. Im Schnee sind viele Salztheile, die das Wasser erhalten, daß es nicht faul wird. Wenn ihr das Fleisch recht ein-

salzt, so wirds auch nicht faulen. Und wenn ihr mitten im Sommer viel Salz ins gemeine Wasser thut, so steht es Jahre lang, und wird nicht faul werden. So ist es mit diesem Wasser auch. Begreift ihr das nun wohl, daß das Osterwasser darum nicht fault, weil es viel Salz in sich hat? Das übrige haben die einfältigen Leute erdacht und dazu gesetzt.

In der Baumannshöhle ist in der ersten Höhle in der Felsenwand ein kleines dreyeckigtes Loch, welches immer voll Wasser steht. Wißt ihr noch wohl, daß ich vor zwey Jahren eine Bouteille voll mitbrachte? Ich habe sie aufgehoben, und so stehet sie noch im Keller. Das Wasser ist nicht faul geworden. Denn es hat viel Salz bey sich. So ists mit dem Osterwasser auch.

Was wollt ihr nun thun? fragte Dorchen die Kinder. Wir wollen schöne liegen blei-

bleiben, antwortete sie, wenn das so ist. Sie giengen nach Hause, sagten das den Leuten. Diese schämten sich, und legten ihren Aberglauben ab.

So kann ein vernünftiges Kind, wenn es gut unterrichtet ist, viele bessern.

XII.

Das neidische Kind.

Neulich Abend saßen Lottchen und Hänschen bey einander am Tische, und hatten beyde Braten, Birnen und andere schöne Sachen, vollauf gehabt. Hänschen war so satt, daß er nichts mehr essen konnte. Lottchen aber war älter und größer. Auf Hänschens Teller lagen noch ein paar geschmorte Birnen. Diese bat sich Lottchen ganz sachte mit vieler Bescheidenheit von ihm aus,

daß es niemand hörte. Hänschen aber biß die Zähne zusammen, riß den Teller nach sich, und schrie überlaut: nein! ich will nicht, du sollst sie nicht haben.

Die Gesellschaft sahe auf, weil sie nicht wußte, was vorgegangen war. Das bescheidene artige Lottchen wurde roth im Gesichte; Hänschen aber hielt noch beyde Hände über den Teller. Die Mutter fragte, was vorwäre, und dachte erst, Lottchen hätte ihrem Bruder was zu Leide gethan. Dieses aber erzählte die Sache, wie sie war. Da mußte Hänschen vom Tische, vorher aber erst zusehen, daß Lottchen seine beide Birnen und noch mehr schöne Zuckersachen bekam. Hernach mußte er hinaus auf den Hof, und eine ganze Stunde in der Hundehütte zubringen.

Ihr Kinder, die ihr dieses leset, denkt nicht, daß diese Strafe zu hart war: ein

Kind zu dem Hund in die Hütte zu stecken. Hänschen hatte das durch seinen hundischen Neid verdient. Bedenkt nur, was er that, und wie er gesinnet war. Er war völlig satt, und wollte auch die beyden Birnen, die er noch auf dem Teller hatte, und selbst nicht mehr essen konnte noch mochte, seiner Schwester nicht einmal gönnen. Sie sollten lieber umkommen, als daß er sie mit gutem Willen andern gegeben hätte. War das nicht hundischer Neid? Just so machens die Hunde. Wenn sie sich satt gefressen haben, und es bleibt noch was übrig; so legen sie die Pfoten darauf. Kömmt nun ein anderer Hund, der noch gar nichts gefressen hat; so weisen sie die Zähne, und fahren auf ihn los. Also hatte Hänschen eine wahre Hundeseele.

Wie beschimpfte er sich und seine Aeltern vor der ganzen Gesellschaft! Hatte er also nicht diese Strafe verdient? Er gehörte nicht

mehr unter die Menschen, die sich unter einander lieben, und alles Gute gönnen sollen; sondern unter die Hunde. Was würde künftig einmal aus ihm geworden seyn, wenn dieses Hundelaster, der Neid, mit ihm groß geworden wäre? Würde er wohl einmal einem armen Menschen was gegönnt oder gegeben haben? Würde er nicht ein rechter Geizhals geworden seyn?

Die Strafe that ihre gute Wirkung. Als die Gesellschaft weggegangen war, kam Hänschen wieder aus dem Hundeloche, und nun wurde ihm alles so erklärt, daß er es selbst fühlte, daß er Unrecht gethan hatte, und wie abscheulich der Neid sey. Er thats nicht wieder. Und wenn sich manchmal der Neid noch regte; so durfte man nur Hund oder Knochen sagen. Gleich besann er sich, und wurde besser.

Wenn ihr Kinder straft, so straft sie nie so, daß sie nicht wissen, warum? Dergleichen Strafen bessern kein Kind; sondern machen es nur verstockter.

Ihr Kinder! ihr könnt euch kein häßlicher Laster angewöhnen, als den Neid, weil es euch den Hunden gleich macht.

XIII.

Das muthwillige und grausame Kind.

Der Muthwille macht allemal grausam und unbarmherzig. Das seht ihr fast an allen Kindern, die vor Muthwillen nicht mehr wissen, was sie thun sollen. In der Maykäferzeit fangen sie nicht nur diese Thiere; sondern sie quälen sie auf die unbarmherzigste Weise. Sie stechen ihnen Nadeln

durch die Füße. Sie reißen ihnen die Beine, die Flügel, und ein Glied nach dem andern aus. Was macht sie so grausam? Nichts als der Muthwille.

Kinder! ich will euch hiervon ein artiges Histörchen erzählen. Ich war einmal auf dem Lande bey einem Prediger, der viele Kinder hatte, der sie aber ganz vortrefflich erzog. Die Mutter that es ebenfalls. Wir saßen des Abends nach Tische vor dem Garten, daß wir nach dem Hofe hinsehen konnten. Da sahen wir, daß Wilhelm mit einer Ruthe eine Ente vor sich herjagte. Das gieng erst auf dem Hofe herum. Dann zum Thorwege heraus ins Dorf. Dann wieder auf den Hof. Das arme Thier konnte zuletzt nicht mehr fort, sondern blieb liegen und sperrte den Schnabel weit auf, weil es keine Luft mehr hatte. Dessen ohnerachtet schlug er mit der Gerte immer drauf los. O das

arme

arme Thier! sagten die andern mitleidigen Kinder, die bey uns standen. So macht es Wilhelm immer, und so grausam geht er mit den Thieren um.

Stille, ganz stille, sagte die Mutter: er solls gewiß nicht wieder thun. Sie gieng vor nach dem Hofe, und holte einen Strick. Nun rief sie Wilhelmen, der ganz außer Athem in den Thorweg kam, und noch sagte: das war eine rechte Lust. Die Mutter stellte sich, als hätte sie nichts gesehen, und fragte: was hast du denn für eine Lust gehabt? Da, antwortete er, hab' ich die Ente brav herumgejagt, daß sie nicht mehr kann. So, sagte die Mutter, das gefiel der Ente wohl recht wohl? und indem hatte sie ihn beym Arme, machte ihm den Strick um den Leib, und nahm ihm die Gerte weg. Mama! rief er, was wollen sie machen? Ich habe ja nichts gethan. Lauf! Lauf! war die

Antwort. Er wollte nicht fort, nun schlug sie mit der Gerte an die Füße, daß er laufen mußte, und eher schlug sie nicht, als bis er nicht laufen wollte. Ach Mama! rief er: sie jagen mich todt. Weiter keine Antwort: als, so gefällts der Ente. Und nun wieder fort. Das gieng so lange, bis sie merkte, er würde sich zu sehr erhitzen. Da hörte sie auf. An jeder Ecke auf dem Hofe, wo die Jagd durchgieng, und wo er die Ente getrieben hatte, hieß es allemal: Sieh', so gefällts der Ente.

Als er wieder los kam, wurde ihm erst sein Muthwille und seine Grausamkeit noch einmal vorgehalten. Die andern Kinder lachten ihn brav aus. Und wenn er künftig wieder grausam seyn wollte, so durfte man nur sagen: Die Ente.

Die beste Art, Kindern Muthwillen, Tücke und Grausamkeit abzugewöhnen, ist

diese: wenn man ihnen eben das thut, und sie ein gleiches empfinden läßt, was sie andern thun.

So wurde dem muthwilligen Benjamin, der immer andere Kinder mit Nadeln stach und kneipte, die Unart abgewöhnt, daß er zur Strafe wieder mit Nadeln gestochen und gekniepen wurde. Lernt hieraus, Kinder! was ihr wollt, das euch andere thun sollen, das thut ihr ihnen auch.

XIV.

Das weichliche Kind.

Es ist gar nicht gut, wenn die Kinder zu weichlich erzogen werden. Sie werden dadurch so empfindlich, daß sie gar nichts tragen und ausstehen können, und bey der geringsten Kleinigkeit, wenn sie ein Sand-

korn im Schuhe haben, oder sich ein bischen mit der Nadel reißen, aus der Haut fahren wollen.

So hatte sich Albertine gewöhnt. Ueber alles, was ihr begegnete, war sie empfindlich. Bald war es zu warm, bald zu kalt: bald zu windicht, bald zu naß, bald zu staubicht. An ihren Körper durfte kein Lüftchen wehen, so meynte sie schon, sie wäre erstickt. Bey Tische, wenn die Suppe gegessen wurde, wobey alle andere Kinder ruhig waren, stellte sie sich an, wenn sie den ersten Löffel nahm, als ob sie sich aufs äußerste verbrannt hätte, sperrte das Maul weit auf, und wurde von den andern immer brav ausgelacht. Kams nun einmal, daß sie sich in eine Nadel riß, oder gestoßen, oder einen kleinen Fall gethan hatte; oder daß sie wohl gar krank wurde; so hätte man das Unglück sehen sollen. Ihre Aeltern hatten manchen Verdruß

und Schrecken darüber. Wenn sie mit andern Kindern spielte, und es kam ihr eins zu nahe, oder trat ihr ein bischen auf den Fuß, wie es unter lebhaften Kindern hergeht; so schrie sie so entsetzlich auf, daß man glauben mußte, sie wäre dem Ende nahe. Das Gesinde stand entsetzlich viel mit ihr aus. Und was das ärgste war; so konnte sie manchmal über eine Kleinigkeit eine halbe Stunde weinen und schreyen. Weil sie über alles empfindlich war, so war auch ihr Ton und ihre Sprache fast immer weinerlich und mauig, wie die jungen Katzen oder Hunde zu mauen pflegen. Die Aeltern betrübten sich ordentlich darüber, und wußten nicht, wie sie ihr diese Unart abgewöhnen sollten. Aus der Weichlichkeit wurde zuletzt Eigensinn und Trotz.

Endlich gewöhnte sie sich das Ding von selbst ab; oder die Unart gewöhnte sich selber

ab.

ab. Wegen ihrer Weichlichkeit und Empfindlichkeit war sie auch andern Kindern unerträglich. Denn sie verdarb allemal das Spiel. Was geschah? Die andern Kinder vexirten sie zuletzt so, daß es immer hieß: Da kömmt die Mibbe wieder. Denn so nennten sie das mauige Wesen, das sie an sich hatte. Dieß verdroß sie zwar anfänglich sehr, und sie wollte darüber auch mauen. Weil sie aber bey den Aeltern keinen Beyfall fand, und ein Spott der andern Kinder wurde; so fühlte sie es nach und nach, und besserte sich. Dazu kam, daß sie manchmal sahe, wie sich einige harte Jungen, die noch viel jünger als sie waren, rissen, verwundeten, die Finger quetschten, auf die Nase fielen, daß das Blut hinfloß, und doch keine Miene verzogen, und keine Thräne fallen liessen. Das beschämte sie, und sie beschloß bey sich selbst: ich will auch nicht mehr so

weichlich seyn, weil ich dadurch mir selbst und andern zur Last werde.

XV.

Die Lerchenjagd.

Eine größere Lust hab' ich in meinem Leben nicht gehabt, sagte Dorchen zu ihren Gespielinnen, als sie mit ihrem Vater auf dem Lande gewesen war. Nun, das muß doch recht was besondres gewesen seyn, sagte die schnipsche Jette, die sich über alles aufhielt, und nichts lobte, was andere lobten, und alles lobte, was andere tadelten. Ja! das war es auch, antwortete Dorchen, ich habe eine Lerchenjagd gesehen, die ich mir in meinem Leben nicht hätte träumen lassen, daß sie nur möglich wäre. Sachte, sachte, sprach Jettchen, nur nicht so groß gethan.

Die sehe ich fast alle Abend im Herbst mit meinen Aeltern, wenn die Netze aufgestellt, und die Lerchen eingetrieben werden. Das ist gar nichts neues. So gehts den Kindern, die nicht aus der Stube kommen. Denen ist alles neu. Auch das Lerchenstreichen.

So habe doch Geduld, Jettchen, bis ichs erzählt habe. Gar nicht am Abend mit Netzen hab' ich die Lerchen fangen gesehen; sondern am hellen Tage bey klarem Sonnenschein. Und zwar auf eine so poßierliche Art, daß sich die Dinger selbst zu ihrem Tode hinstellten. Das muß ich gestehen, erwiederte Jette. Du hast gewiß Lust uns aufzuziehen, oder was weiß zu machen. Nein, sagte das ehrliche Dorchen, das ist meine Sache nicht. Wenn du nicht zuhören willst, so laß es bleiben. Dein schnipsches Wesen kannst du für dich behalten. Kommt, Kinder! ich wills euch erzählen.

Als wir vorige Woche bey dem Hrn. von ***** waren, sagte derselbe zu meinem Vater: Morgen will ich ihnen mit einer besondern Lerchenjagd eine rechte Lust machen. Er befahl dem Jäger, alle Vogelflinten mit kleinem Schrot zu laden, und die Jagdmaschine parat zu halten. Ich habe diese Jagd, sagte er, in Italien bey Rom auf dem Lande gesehen, und sie glücklich nachgemacht. Des andern Morgens nach dem Koffee giengen wir aufs Feld, wo viele Lerchen waren. Die Sonne schien ungemein helle. Denn bey Sonnenschein kanns nur gemacht werden.

Der Jäger trug die Flinten, und die Maschine zur Jagd. Dieß ist ein ganz possierliches Ding. Es ist ein hölzernes Pulpet, etwan eine halbe Elle lang, und drey viertel Elle breit. Auf der ganzen Fläche sind viele kleine runde Spiegel, in der Größe eines Thalers, eingelegt. Dieß Pulpet stehet

het auf einem Ellen langen Stiele, den man in die Erde steckt, und an welchem es mit einem Bindfaden kann herumgedrehet werden. Als der Jäger es festgemacht hatte; so begab er sich wohl dreyßig Schritt mit dem Bindfaden davon. Mein Vater und noch wohl sechs andere, nahmen die Flinten. Nun fieng der Jäger an, das Ding nach der Sonne zu drehen. Die überfliegenden Lerchen sahen ihr Bild von weitem in den Spiegeln, die sehr weit hinstralten, und kamen herzugeflogen. Nicht etwan eine oder ein paar, sondern einige zwanzig bis dreyßig, und schwebten über den Spiegeln, so daß sie in der Luft still zu stehn schienen. Da schossen sie drunter, und bekamen den Vormittag wohl einige hundert.

Was sagst du nun, Jettchen? Hast du dergleichen Lerchenjagd schon gesehen? Das ist wahr, antwortete diese. Das hab' ich

noch nicht gehört. Aber warum mögen die dummen Lerchen nach den Spiegeln fliegen? Können sie nicht wegbleiben? Die Lerche, erwiederte Dorchen, ist ein neidischer Vogel, wie wir an denen in der Stube sehen. Keine darf der andern zu nahe kommen; so giebt es was zu kreischen und zu zanken. So bald sich nun so viele auf einmal im Spiegel sehen, so fahren sie drauf los, in der Meynung, daß es wirkliche Lerchen sind.

So weiß der Verstand und die Klugheit der Menschen die Triebe der Thiere wider sie selbst anzuwenden.

XVI.

Von Kindern, die nichts einnehmen wollen.

Ich sagte einmal zu einigen Aeltern, die mir klagten, daß ihre Kinder schlechterdings nichts einnehmen wollten, wenn sie krank wären: sie wären daran selbst Schuld. Ich zöge meine Kinder von der Zeit an, da sie abgewöhnt wären, wie die jungen Hunde. Denn mit ihrer Seele sey noch nichts anzufangen; also müsse man bloß den Körper mechanisch gewöhnen. Da müßten sie alles thun lernen, was ich haben wollte. Wie man sie da gewöhne, so wären sie, und das käme ihnen vortrefflich zu Statten, wenn sie zu Verstande kämen, daß man sie bedeuten könne. Das wäre die Sache auch mit dem Arzneyeinnehmen. Wenn man dazu die Kinder beyzeiten gewöhnte; so dürften sie sich nicht

durch Zwang erboßen; sondern thäten es gerne. Aber das wurde mir erschrecklich übel genommen, daß ich so sprach. Ich ließ das gehen, und befand mich bey meiner mechanischen Kinderzucht sehr wohl.

Weil dieses wirklich vielen Aeltern große Noth macht; so will ich sagen, wie ichs angefangen habe. Die erste Ursache, die den Kindern das Einnehmen so schwer macht, ist der Fehler der Aeltern, daß sie den Kindern von der Zeit ihrer Abgewöhnung lauter Süßigkeiten, Näschereyen und wohlschmeckende Sachen geben. Man gebe ihnen zuweilen etwas Bitteres unschädliches, etwas Salz auf die Zunge und dergleichen. Man gebe ihnen so wenig Süßigkeiten als möglich. Denn wie viele Kinder können und müssen ohne dieselben leben! Sind sie wenig an das Süße gewöhnt, und des Bittern schon etwas gewohnt; so wird ihnen das Einnehmen

men desto leichter. Denn es ist eine wahre Plage des Arztes, wenn er sich nach dem Geschmack eigensinniger Kinder und wunderlicher Aeltern richten muß. Meine Kinder vom zweyten bis dritten Jahre sind dadurch so gewöhnt, daß ich zum Arzte sagen kann: geben sie, was sie wollen.

Im dritten Jahre fängt der Verstand und das Begreifen schon an zu keimen, und der Nachahmungstrieb regt sich. Da hab' ichs mit meinen Kindern so gehalten. So oft ich oder die Mutter was einnahmen, haben sie zugesehen. Vater! hieß es, was ist das? wie schmeckt das? Antwort: das schmeckt nicht wie Zucker; aber man wird dadurch wieder gesund. Es ist wider die Krankheit. Vater! mir ein Bißchen. Das hab' ich ihnen nie abgeschlagen; sondern allezeit, wenn es ohne Schaden geschehen konnte, etwas abgegeben. Nie sahen sie, daß Vater

oder Mutter nach der Arzeney Zuckerstücken nahmen, oder die Mienen verzogen, und vor Ekel sich brechen wollten. Sehen das die Kinder einmal an den Aeltern, so ist alles verloren. Ich rathe daher allen zärtlichen Müttern, denen der Abscheu vor Arzeneyen natürlich ist, daß sie ja solchen vor den Kindern nicht merken, und sie daher lieber nicht zusehen lassen, wenn sie was einnehmen.

Je mehr nun der Verstand bey dieser mechanischen Gewohnheit zunimmt, und sie die Absicht und den Nutzen der Sache einsehen lernen; desto weniger scheuen sie sich vor dem Einnehmen. Ist aber diese Gewohnheit nicht von Kindheit auf da, so mag der Verstand nachher sprechen was er will; es wird ihnen Zeitlebens der Ekel und Abscheu vor dem Einnehmen natürlich bleiben.

Dorchen, ein Kind von fünf Jahren, kam neulich zu Carln, der die Pocken hatte,

und absolut nichts einnehmen wollte, ohnerachtet er schon bald acht Jahre alt war. Man bat ihn, man versprach ihm, man stand mit der Ruthe über ihm. Alles vergeblich. Der Junge erboßte sich, und die Pocken wären beynahe zurückgetreten. Dorchen erstaunte, und fragte: was er nicht einnehmen wollte? Es war ein bischen Rhabarber. Gebt mirs her, sagte das Kind, und nahm es vor seinen Augen ein. Da schämte er sich, und thats auch, brachs aber wieder weg, weil er nie mechanisch dazu gewöhnt war.

Wie viele Kinder sterben bloß davon, daß sie nichts einnehmen wollen! Soll man mehr den Kindern oder den Aeltern die Schuld geben?

XVII.

Das vorwitzige Kind.

Kinder! ich kann euch nicht genug vor dem Vorwitz warnen. Es ist entweder blosser Muthwille, der die Kinder vorwitzig macht, oder sie wollen sich was vor andern sehen lassen, daß sie Dinge unternehmen, wozu ihre Kräfte noch nicht hinreichen, die selten, selten glücklich abgehen, und mehrentheils die traurigsten Folgen haben. Ich kann euch davon viele klägliche Exempel erzählen.

Vor ohngefähr acht Wochen hat sich in Dessau folgende traurige Geschichte zugetragen. Ein Predigerssohn von neun Jahren bittet seine Aeltern, daß er doch mit nach Werlitz gehen dürfe, wo der Fürstin Geburtstag gefeyert wurde. Es wird ihm abgeschlagen, weil die Aeltern nicht dabey seyn konnten,

ten, und der Vater den Sonntag darauf seine Abschiedspredigt halten mußte. Als der Tag kömmt, gehet der Knabe des Morgens um acht Uhr nach der Schule, weil aber keine Schule ist, so denkt er, du willst hinauslaufen, und zu Mittag wiederkommen; so hast du doch die Lust gesehen, und deine Aeltern denken, du bist in der Schule gewesen.

Das war schon Unrecht, daß er das wider seiner Aeltern Willen und Wissen that, und sogar denselben vorlügen wollte, er sey in der Schule gewesen. Es kam aber ganz anders als er dachte.

Er macht sich also auf den Weg, weiß aber nicht, daß es auf drey Stunden weit zu gehen ist, hängt sich mit auf einen Wagen, und kömmt glücklich hinaus. Weil es sehr kothiger Weg ist, so muß er warten, bis die Wagen des Abends wieder hereinfahren, und so fährt er auch wieder mit. Wenigstens

hat

hat man vermuthet, daß es so gekommen sey. Denn draußen auf dem Platze haben ihn viele Leute gesehen.

Wie viele Angst mögen nicht da seine Aeltern schon ausgestanden haben, als er den Mittag nicht nach Hause kömmt, und sie erfahren, daß keine Schule gewesen sey! Daran war er doch Schuld.

Als er des Abends im Finstern zurückkömmt, will er sich vermuthlich an der Muldamühle die Schuh abwaschen, mag in einen Kahn treten, oder wie es gekommen ist. Kurz, er ist weg, fällt ins Wasser, geräth unter die Mühlräder; kein Mensch ist da. Es ist stockfinster, und er muß elendiglich umkommen.

Niemand weiß, wo er geblieben ist. Der Abend kömmt; er aber kömmt nicht wieder. Er wird die ganze Nacht gesucht, des andern Tages gesucht. Der gnädige Fürst läßt ihn

selbst durch viele Leute in der ganzen Gegend in allen Büschen suchen. Alles vergeblich. Er ist weg. Stellt euch einmal, Kinder! die ihr dieses leset, dabey die Angst der Aeltern vor, unter den Umständen vor, da sie Montags darauf von Dessau wegziehen wollen.

Endlich merkt der Müller des Sonnabends Nachmittags, daß das eine große Mühlrad stockt. Er nimmt eine Stange, und stößt unter dem Rade herum. Da fühlt er, daß was unten durchgeht, und das Rad wieder umgeht. Gleich darauf stockt das andere. Er nimmt einen Haken, und visitirt wieder. Da wird denn endlich das elendiglich zerschmetterte Kind herausgezogen, und in dem Zustande seinen Aeltern ins Haus gebracht. Noch an demselben Abend wird er begraben. Der arme Vater muß Tags darauf seine Abschiedspredigt halten, seinem

eige-

eigenen verunglückten Kinde die Danksagung thun, den Montag abreisen, und seine Gebeine in Dessau lassen.

Was empfindet ihr bey dieser Geschichte, wenn ihr euch das Schicksal dieses verunglückten Kindes, und die Traurigkeit der Aeltern recht lebhaft vorstellet? Gott bewahre doch alle Aeltern, daß sie dergleichen nicht erleben. Es ist so entsetzlich, daß ich mirs kaum denken kann. War nicht aber der Knabe erstlich durch seinen Ungehorsam, hernach durch seinen Vorwitz, an allem Schuld? Hat er nicht dadurch schon an dem ersten Tage seinen Aeltern so große Angst und Unruhe gemacht? Hat er sich dadurch nicht selbst den elenden und jämmerlichen Tod zugezogen? Hat er nicht dadurch seinen armen Aeltern das unaussprechliche Herzeleid verursacht, daß sie ihn und seine zerschmetterte Leiche mußten

ten begraben lassen, und mit so vielen tausend Thränen von Dessau wegziehen?

O Kinder! solche Folgen haben Ungehorsam und unzeitiger Vorwitz! Sie haben gewiß schon viele Kinder elendiglich ums Leben gebracht. Ich weiß noch mehr Exempel.

Ich hab' es selbst einmal mit meinen Augen gesehen, daß im Winter einige Knaben an einem übergefrornen Flusse heruntergiengen. Da hieß es gleich: wer hat das Herz, über das Eis zu gehen? Keiner wollte erst dran. Endlich sagte Wilhelm: wenn keiner will; so will ichs thun. Er war kaum einige Schritte auf dem Flusse hingegangen, so brach das Eis, und er war in einem Augenblicke weg. Erst nach einigen Wochen, da das Wetter aufgieng, wurde er todt wieder herausgezogen. Auf dem Eise ist schon so manches Kind unglücklich gewesen. Alles Folgen des Vorwitzes.

XVIII.

Das verschwiegene Kind.

Lottchen und Dorchen waren beyde ein Paar sehr verschiedene Kinder. Lottchen die Schwatzhaftigkeit selbst. Dorchen verschwiegen.

Nichts, gar nichts durfte in der Aeltern Hause vorgehen, so wußtens alle Kinder in der Schule, alle Mägde, alle Nachbarn. Was gegessen, getrunken, gesprochen war: alles sagte Lottchen wieder. Die unschuldigsten Dinge, auch was ihr verboten wurde, klatschte sie wieder aus. Natürlicher Weise mußten daraus allerley Mißverständnisse, Klatschereyen und Verdrüßlichkeiten entstehen. Denn es giebt immer so schlechte, neugierige und boshafte Leute, welche die Kinder ausfragen, und das mißbrauchen, was diese aus kindischer Einfalt wiedersagen.

Die

Die Aeltern wußten oft nicht, wo die Klatschereyen herkamen. An dem allen war das schwatzhaftige Kind Schuld.

Auch unter andern Kindern hatte sich Lottchen dadurch so verhaßt gemacht, daß ihr keins mehr trauete. Wenn sie nur irgend etwas von andern Kindern wußte; so mußte es heraus. Daraus entstanden viele Zänkereyen unter den Kindern, und selbst unter den Aeltern.

Kann man das wohl loben, daß Lottchen so schwatzhaftig war, und nichts bey sich behalten konnte? Bosheit war es wohl eben nicht; aber doch eine so üble Gewohnheit, wodurch sie sich und andern schadete. Es war nicht anders, als wenn es ihr das Herz abstoßen wollte, wie man zu sagen pflegt, wenn sie etwas verschweigen sollte. Man gewöhnte ihr diesen Fehler dadurch ab, daß man von ihr auch alles wieder sagte, was

man nur wußte. Das war ihr empfindlich, und sie sahe es nun ein, daß das andern eben so wenig, als ihr selbst, gefallen konnte.

Dorchen war ein ganz anderes Kind, und beyzeiten zur Verschwiegenheit gewöhnt. Man ließ es vom Anfange an nicht alles wissen und erfahren, wornach es fragte. Es mußte zuweilen, wenn auch Vater und Mutter ganz allein waren, aus der Stube gehen, weil man ihm sagte: daß man was sprechen wollte, das es nicht hören sollte, indem man befürchtete, es würde es gleich dem Gesinde, oder andern wieder sagen. Dieß schmerzte dasselbe, besonders wenn der Vater sagte: ich kann dir noch nicht recht trauen, daß du es nicht andern wiedersagst, und mir dadurch Verdruß machest. O nein! sagte das Kind, lieber Vater! das will ich nicht thun, zumal wenn ich weiß, daß Sie es nicht haben wollen. Man machte daher mit einigen gleich-

gültigen Dingen die Probe, und verbot es ihm. Es hielt die Probe, und sagte nichts wieder. Da es nun darinn schon geübt war; so wurde es immer verschwiegener, als es zu Verstande kam, und selbst einsahe, was die Schwatzhaftigkeit für verdrüßliche Folgen nach sich ziehe.

XIX.

Selbst wenn der Vater der Mutter ein Weyhnachtsgeschenk geben wollte, wurde es ihm anvertrauet, und dabey gesagt, daß es dafür apart sollte beschenkt werden, wenn es reinen Mund hielte. Die Mutter drang in es, daß es doch sagen sollte, was der Vater bescheeren würde; sagte auch wohl dabey: du bist mir ungehorsam. Da sagte das liebe Kind: Mutter, ich kann nicht, und darf nicht: der Vater hats mir verboten: ich würde ihm eine Freude nehmen: verlangen sie es doch nicht. Die Thränen kamen ihm in die

Augen, und die Mutter lobte es sehr, daß es so verschwiegen wäre.

Welches von beyden Kindern ist nun wohl das beste: das schwatzhaftige oder das verschwiegene?

XIX.

Vom Angeben.

Kinder können sich durch nichts verhaßter machen, als wenn sie beständig andere angeben.

Franz ist ein rechter Spion im Hause. Er thut fast nichts anders, als daß er das Gesinde belauert, und alles wieder angiebt, was er gesehen und gehört hat. Daher sind ihm die Leute so gram, daß sie ihn den Spion nennen. Wenns nur auch alles wahr wäre, was er angiebt. So aber lügt er vieles hin-

zu, oder macht die Dinge größer, als sie sind, verklatscht und verkleinert das Gesinde. Wenn denn die Leute brav ausgemacht werden, das hört er gerne. Darüber kitzelt er sich. Was bewegt ihn also zum Angeben? Nichts als Tücke und Schadenfreude.

Unter andern Kindern macht er es eben so. Die unschuldigsten Heimlichkeiten der Kinder giebt er an. Wenn sich einmal ein Paar Kinder um einer Kleinigkeit willen gezankt haben; so giebt ers bey dem Lehrer oder bey den Aeltern an, mit vielen falschen Zusätzen. Wenn denn die Kinder davon Unwillen haben, Keife und Schläge kriegen, so freuet es ihn in der Seele.

O der Schadenfroh! Wie gefällt euch das Betragen dieses Knabens? Was wird einmal aus ihm werden, wenn er groß wird, und den Fehler behält? Es wird ihm ergehen, wie einem gewissen Studenten, der auch

das Angeben nicht lassen konnte, als er auf die Universität kam. Er hatte davon vielen Verdruß, und machte sich lauter Feinde. Endlich verschworen sich einige wider ihn, die er gar zu sehr durch sein Klatschen und Angeben beleidiget hatte, lauerten ihm des Abends auf, und hieben ihn krumm und lahm. Das hatte er nun davon.

Es ist eine häßliche Gesinnung, andere anzugeben, und sich darüber zu freuen, wenn sie Unwillen haben. Franz blieb lange bey seiner üblen Gewohnheit, bis ein anderer über ihn kam, der noch ein ärgerer Schadenfroh als er selbst war. Der machte es mit ihm eben so. Da giengen ihm die Augen auf, und er besserte sich.

XX.

Das naschige Kind.

Das Naschen war Riekchen so zur Gewohnheit geworden, daß sie es gar nicht mehr lassen konnte. Woher kam das? Weil sie von allem, was vorkam, und was sie sahe, etwas haben mußte. Wo sie gieng und stand, hatte sie die Ficken voll Rosinen, Mandeln und trockener Pflaumen. Ehe das Mittagsbrod gegessen wurde, quälte sie die Köchin so lange, bis sie ihr was aus jedem Topfe geben mußte. So oft die Mutter auf die Vorrathskammer gieng, war sie hinter her, und benaschte alles, was da war. Was folgte daraus? sie gewöhnte sich durchs Naschen das Stehlen an. Wenn sie zu der Zuckerdose kommen konnte, nahm sie Zucker heraus, und andere Dinge mehr. Das gieng so weit, daß das Gesinde vielen

Unwillen davon hatte, weil man ihnen Schuld gab, sie hätten die Sachen gestohlen. Riekchen war so boshaft, daß sie es wohl bestärkte, was sie selbst gethan hatte. Als sie groß wurde, und selbst eine Haushaltung bekam, war und blieb ihr das Naschen so natürlich, daß sie immer aus der Ficke aß. Das Gesinde und ihre eigene Kinder machten das so nach. In kurzer Zeit gieng die Haushaltung zu Grunde, und sie wurden alle arm.

So folgt ein Böses aus dem andern, bis es endlich zum äußersten Schaden und Verderben ausschlägt. Möchten nur nicht die Mütter selbst oft Gelegenheit und Anlaß zu dieser bösen Gewohnheit geben!

XXI.

Das vorschreibende Kind.

Es ist nichts unangenehmer, als wenn man in einer Gesellschaft am Tische ist, wo die Kinder nichts thun als vorschreiben. Mutter, mir noch Suppe. Mutter, mir noch Brod; mir noch Braten; mir noch Birnen. So gieng das beständig, daß man sein eigen Wort nicht hören konnte. Kinder müssen gar nicht vorschreiben; sondern warten, bis sie das Ihrige bekommen. Die Aeltern ärgern sich oft am Tische darüber, und sind doch selber Schuld, daß die Kinder so vorschreiben, und gleichsam über sie herrschen, daß sie sich selbst oft nicht helfen können, und vor den Fremden schämen müssen.

O wie artig und bescheiden ist dagegen Dorchen! Sobald es seine Aeltern mit an den Tisch nahmen, war das die erste Regel:

wer was fordert oder vorschreibt, kriegt nichts. Darauf wurde aber auch strenge gehalten. Alles, was das Kind forderte, kriegte es schlechterdings nicht. Neulich wurde es einmal, da es an einem besondern Tische saß, gar vergessen. Da sagte es mit großer Bescheidenheit: ich fordre nichts, und kriege auch nichts, und bin doch ein artig Kind. Das rührte alle Anwesende, und es wurde sehr belohnt. Stille Bescheidenheit bekömmt allezeit mehr, als unverschämtes Vorschreiben. Man kann sich daher kein artiger Kind bey Tische gedenken, als Dorchen. Die Leute sehen es gern, und es gefällt Jedermann. Es wird in alle große Gesellschaften mit gebeten, ob es gleich nur erst fünf Jahre alt ist. Es ist stille bey Tische, bescheiden, zufrieden und genügsam. Es fordert niemals eine Sache, wäre sie auch noch so schön. Kann es nicht so lange

sitzen,

sitzen, als die Mahlzeit währt, so bittet es um Erlaubniß, aufzustehen. Es gehet um den Tisch heiter und vergnügt herum, und nimmt nichts an, was ihm angeboten wird, wenn es nicht seine Aeltern oder der Arzt, wenn er dabey ist, genehmhalten. Wenn es um neun Uhr des Abends abgeholt wird; so gehet es, mitten aus dem Spiel, ohne Eigensinn und mit großer Freundlichkeit nach Hause. Ein liebes Kind!

XXII. Das

XXII.

Das zierige Kind.

Zierige Kinder sind allen Leuten zuwider. Sie nehmen allerley unnatürliche Stellungen des Körpers, oder Verziehung der Mienen, Lippen und Augen an. Denn eben das heißt, sich zieren, wenn man in den Mienen und Gebärden so etwas zeigt, das gar nicht natürlich ist, sondern affektirt und gezwungen herauskömmt. Und das fällt gewaltig in die Augen, eben darum, weil es nicht natürlich ist.

Albertine zierte sich beständig wie ein Aeffchen. Bald drehete sie sich auf den Hacken, bald legte sie die Hände kreuzweis; bald zupfte sie an den Haarlocken; bald kniep sie die Lippen zusammen, pinkte mit den Augen, verzog die Mienen; kurz, man kann das alberne zierige Zeug nicht alles beschreiben, was

sie vornahm. Kam sie vor den Spiegel, so war des Zierens kein Ende. In der Gesellschaft machte sie hundert Knikse hinter einander, und das so zierig, daß alles lachen mußte. In der Sprache war fast kein Auskommen, so affektirt, läppisch und lächerlich kam alles heraus, was sie sagte. Und das sollte doch was seyn.' Das sollte vornehm lassen.' Darauf bildete sie sich was rechts ein. Andere Kinder, die sich ordentlich und natürlich betrugen, waren in ihren Augen Bauerkinder.

Seht, Kinder! so geht es mit euren Fehlern. Erst ist es Gewohnheit. Hernach wirds Eigensinn, wenn ihr darüber getadelt werdet. Und zuletzt Hochmuth, daß ihr euch gar was darauf einbildet.

Albertinen war das zierige Wesen gar nicht erst abzugewöhnen, so viele Erinnerungen sie auch darüber von ihren Aeltern und

Lehrern bekam. Endlich kam einmal ein Kameel durch, das einige kleine Affen trug, die vor den Leuten tanzen, und ihre Künste machen mußten. Albertine sahe mit andern Kindern zu, wie sich die Affen so närrisch herumgaukelten. Da sagten die andern Kinder: just so ziert sich Albertine auch. Von der Zeit an that sie es nicht wieder.

****

XXIII.

Von Kindern, die nicht alles essen wollen.

Ein Fehler, der den Aeltern viele Noth macht, und in der Zukunft die schädlichsten Folgen hat. Er rühret gemeiniglich daher, wenn die Kinder in der zartesten Kindheit verzärtelt werden, und ihren Willen haben müssen, daß sie das Essen tadeln dürfen,

und bald dieß bald jenes nicht essen wollen. Hält man ihnen das erst einmal zu gute, so werden sie es bald öfter probiren, und in den gewöhnlichen Fehler fallen, den man das Aufstippen der Kinder nennt.

So war der kleine Karl beschaffen. Er war durch Zuckerwerk, Gebackenes und allerley Näschereyen so verwöhnt, daß er kein Sauerkraut, gelbe Rüben und andere Gemüse, sondern lauter Braten, Rebhühnchen, und andere Delikatessen essen wollte. Von allem, was auf den Tisch kam, mußte er etwas haben. Einer der größten Erziehungsfehler, und ein wahres Verderben für die Kinder.

Was geschah? Karl kam in die Lehre, und sollte ein Kaufmann werden. Die Kaufmannspursche werden in den ersten Jahren nicht mit Delikatessen gefüttert, sondern müssen mit den Leuten essen. Ach! wie sauer

kam ihm das vor! Anfänglich ließ er das Essen stehen und hungerte. Das konnte er nicht lange aushalten. Er stahl also Geld im Laden, und kaufte sich Näschereyen. Das wurde bald gemerkt. Er läugnete, und doch ließ ers nicht. Endlich wurde er darauf ertappt, brav abgeprügelt, und seinen Aeltern wieder zugeschickt. Sie brachten ihn an einen andern Ort. Da machte er es eben so, und lief aus der Lehre. Seine Aeltern wollten ihn nicht wieder annehmen. Da gieng er unter die Schiffssoldaten, und mußte mit der elendesten Kost vorlieb nehmen. Weil er das nun gar nicht ertragen konnte; so starb er bald in seinen besten Jahren.

Woher kam das alles? Weil er sich nicht von Kindheit an gewöhnt hatte, alles zu essen. Kinder! spiegelt euch an diesem Exempel. Ihr könnt ja nicht wissen, wohin ihr noch einmal in der Welt kommt, und was ihr

für einen Beruf kriegt. Ihr seyd elend daran, wenn ihr euch so weichlich gewöhnt habt, und nicht alles essen lernt. Es ist bloße Ziererey und Verwöhnen, wenn ein Kind sagt: Das kann ich nicht essen. Davor hab' ich einen Ekel. Davor schaudert mich. Gebt ihm alles, wenn es klein ist, und noch keinen Unterschied weiß. Gebt ihm nicht alles, was es haben will. Laßt es so lange hungern, bis es das ißt, was es hat stehen lassen. Es wird in der Folge nichts tadeln. Insonderheit verwöhnt seinen Magen nicht durch zu vieles Fleisch und Näschereyen, damit es immer gesunden Appetit behalte.

Ein darinn gut gezogenes Kind wird weder sich, noch seinen Aeltern, noch andern Leuten zur Last werden, wie ein verwöhntes Kind, das nicht alles essen will, nothwendig werden muß.

XXIV.

Das herrschsüchtige Kind.

Es läßt sehr lächerlich, wenn sich Kinder, die noch so viele Hülfe von andern nöthig haben, schon so viel herausnehmen, daß sie über andere herrschen wollen.

Moritz hatte diesen Fehler an sich. Er konnte den Leuten im Hause nichts in Güte sagen, oder von ihnen fordern. Alles befehlsweise. Und wenn die Leute ihm nicht gleich aufwarteten, wie und was er haben wollte; so war er im Stande, sie ärger auszuschelten, als es Vater und Mutter würden gethan haben. Ja er sagte wohl gar: wißt ihr nicht, daß ich Sohn im Hause bin, daß ihr Gesinde seyd, und ich über euch herrschen kann? Ein Junge von sechs Jahren — herrschen? Wie lächerlich!

Unter seines Gleichen machte ers eben so. Daher wollte fast kein Kind mehr mit ihm umgehen. Er wollte immer befehlen, herrschen, Recht haben, und wohl gar drunter schlagen. So wurde er größer und immer herrschsüchtiger. Als er unter andere Leute kam, machte ers eben so. Alle Augenblicke hatte er Zank und Schlägerey. Das konnte auch nicht anders seyn. Denn wer wird sich von einem so jungen Menschen immer befehlen lassen?

Moritz trieb das Ding endlich so lange, bis keiner mehr mit ihm fertig werden konnte. Da gerieth er unter die Soldaten, und bekam seinen verdienten Lohn. Hatte er sonst über alle andere herrschen wollen; so mußte er hier schlechterdings gehorchen. Das wollte ihm zwar anfänglich nicht in den Kopf: aber der Stock des Unterofficiers machte ihn so zahm, daß er endlich in sich gieng, bitter-

lich weinte und sagte: Ach das hab' ich an dem armen Gesinde verdient, das ich sonst genug gequält habe. Hier legte er bald sein herrschsüchtiges Wesen ab, und als er wieder los kam, wurde noch ein guter Mann aus ihm.

Lenore hatte den Fehler auch an sich, daß sie immer was zu hofmeistern hatte, und keinem ein gut Wort gab; aber ihre Mutter konnte es ihr bald abgewöhnen. Sie befahl den Leuten, ihr nicht das geringste zur Hülfe zu thun. Sie mußte allein aufstehen, allein sich waschen, die Schuhe putzen, kurz, alles thun, was die Leute sonst für sie gethan hatten. Da sahe sie, wie nöthig ihr andere Leute waren, und wie gut es sey, auch mit andern Leuten gut zu seyn, wenn es gleich Dienstbothen sind.

Ich weiß es nicht, wie es zugeht, sagte Riekchen zu ihrer Schwester Dorchen, daß

die Leute dir gleich alles zu Gefallen thun, und auf mich paßt keiner. Ich mag rufen und lärmen, wie ich will, so hören sie nicht darnach, und lachen mich wohl dazu aus. Das will ich dir wohl sagen, antwortete Dorchen: das kömmt daher, weil du herrschsüchtig bist, und den Leuten kein gut Wort giebst. Ja! das brauche ich nicht, erwiederte Riekchen. Das müssen sie wohl thun. Dafür giebt ihnen Papa und Mama das Brod. Recht gut, Riekchen; aber dafür dienen sie auch nicht, daß wir Kinder sie regieren, quälen und behandeln sollen, wie wir wollen. Meynst du denn, daß große, alte, verständige Leute sich von Kindern, wie du bist, so werden beherrschen und herumhudeln lassen? Ich gebe ihnen immer ein gut Wort, und das findet, wie Mama sagt, eine gute Stelle. Hörst du denn, daß Mama oder Papa nur einmal so trotzig, herrschsüchtig

und befehlshaberig mit den Leuten spricht, wie du es machst? Daher sind sie dir auch nicht gut, und thun dir nichts zu Willen.

Ich kann das unmöglich; nein, ich kann es nicht, sagte die stolze Rieke, mich so weit gegen die Leute herunter zu lassen, die in unserm Lohne und Brode sind. Sie haben sonst keinen Respekt für mich. Sachte, sachte, meine liebe Schwester, antwortete Dorchen. Nicht zu weit. Das ist noch viel zu früh für dich, so zu sprechen. Jetzt haben die Leute gar keinen Respekt für dich, wie du aus der Erfahrung siehest. Meynst du denn, daß ich dadurch meinen Respekt vergebe, wenn ich mit den Leuten gut bin, und zu Ihnen sage: wenn ihr Zeit habt, so seyd doch so gut, und bringt mir einmal das: anstatt, daß du sprichst: Marie, Wasser, Zwirn, Birnen, meine Schuhe, und in einem Augenblick zehnerley. Deswegen mache ich mich

mit den Leuten nie zu gemein, und sie haben gegen mich mehr Respekt, als gegen dich. Es sind ja auch Menschen und keine Hunde, die man traktiren kann, wie man will, welches doch auch gegen die Thiere nicht einmal erlaubt ist.

Riekchen! wenn du so bleibst, so wirst du einmal künftig deine Noth mit dem Gesinde haben, und wie jene Frau werden, die in 16 Jahren ihrer Haushaltung 92 Mägde gehabt hatte.

XXV.

Das dankbare Kind.

Die Dankbarkeit lernen Kinder nicht besser, als wenn man sie öfters fühlen läßt, wie vieles sie nöthig haben und bedürfen; und wie viel Gutes sie ihren Aeltern zu danken haben.

Caroline war immer sehr undankbar gegen ihre Aeltern. Als sie einmal bey ihrer Mutter in der warmen Stube saß; so kam eben ihr Lehrer, und beschwerte sich über sie, daß sie zu andern sagte: das müßte so seyn; ihre Aeltern müßten ihr alles geben. Dafür wäre sie Kind. Gleich wurde sie in ein kaltes Zimmer gebracht, und ihr Strümpfe und Schuhe ausgezogen. Des Abends sollte sie nicht im Bette, sondern auf dem Heuboden schlafen. Des andern Morgens bekam sie keinen Koffee, und zu Mittage Wasser und

Brod.

Brod. Auch mußte sie sich selbst aufwarten, und alles holen. O wie schön konnte sie nun das viele Gute erkennen, das sie vor vielen tausend armen Kindern voraus hatte!

Dorchen hingegen war ein liebes dankbares Kind, und betete alle Tage recht herzlich:

Wie dank ich Gott für seine Gabe,
Daß ich so gute Aeltern habe,
Die für mich vom Morgen,
Bis zum Abend sorgen!

Es war ihnen dafür gehorsam, weil es noch durch nichts anders dankbar seyn konnte. Aber es hatte doch schon im sechsten Jahre den Willen und Vorsatz, es zu seyn. Daher that es den Aeltern aus eigenem Triebe allerley kleine Gefälligkeiten; sollte es auch nur Nadeln in der Stube aufsuchen, und dem Vater feinen Sand durch sein Spieltrichterchen in die Sandbüchse thun.

XXVI.

Das lügenhafte Kind.

Wie mag es wohl kommen, daß viele Kinder so gerne lügen, und sich das Lügen so sehr angewöhnen?

Ich habe recht genau Achtung gegeben, wie sich dieser Fehler nach und nach einzuschleichen pflegt.

Wilhelmine liebt das Prahlen, Großthun und Aufschneiden sehr. Sie sagt und erzählt fast nichts ohne Zusätze, ohne die Sache zu vergrößern, um sich unter ihres Gleichen groß zu machen, was sie alles gesehen, gehört habe, und besitze. Neulich sagte sie einmal, da sie mit ihren Aeltern verreist gewesen war, sie hätte Bienen gesehen, die so groß gewesen wären als eine Taube. Da fragten die andern Kinder: waren denn eben so viele, wie sonst, in einem Korbe? Ja! sag-

te

te sie, eben so viele, und doch war der Korb nicht größer als gewöhnlich. Da wurde sie brav ausgelacht. Durch die Neigung, groß- zuthun, und von sich zu prahlen, hatte sich Wilhelmine das Lügen angewöhnt.

Wenn Kinder gar zu strenge und scharf gehalten werden, so haben sie kein Vertrauen zu den Aeltern; sie werden Heuchler, und gewöhnen sich das Lügen, aus Furcht vor der Strafe, an. Hatte Fritze eine Unart ausgeübt, und wurde darüber zur Rede gestellt, so läugnete er, so lange er konnte; fieng an zu lügen, und wohl gar andern es Schuld zu geben.

Wird das Lügen erst Gewohnheit, so thun es die Kinder zuletzt, wenn sie größer werden, und der Verstand ihnen zu Hülfe kömmt, aus Tücke, Bosheit und Schadenfreude, zumal wenn sie sehen, daß sie mit den

Lügen durchkommen, und die Schuld auf andere bringen können.

Es ist nichts schändlicher für ein Kind, als wenn es sich das Lügen angewöhnt. Der kleine Jacob war darinn ein rechter Meister. Es gieng kein wahres Wort mehr aus seinem Munde. Je öfter er mit seinen Lügen durchkam, wenn er was Böses begangen hatte, und nicht gestraft wurde; desto listiger pflegte er seine Lügen auszudenken. Alle andern Kinder klagten über ihn, daß er sie belöge. Er wußte sich aber immer so meisterlich herauszulügen, daß man ihm nichts anhaben konnte, und manche Unschuldige das leiden mußten, was er verschuldet hatte. Endlich aber wurde er auf allen seinen Lügen gekriegt, überwiesen, und öffentlich vor vielen Kindern beschämt. Das machte ihn nur noch boshafter und verstockter, weil er schon zu weit darinn gekommen war. Die Lügen

wurden also mit ihm groß. Als er auf Schulen kam, machte er sich dadurch so verhaßt, daß keiner seiner Mitschüler mit ihm umgehen wollte. Seine Lehrer waren ihm gram. Auf Universitäten kam er dadurch in viele Händel und Schlägereyen. Jedermann wies mit Fingern auf ihn. In keiner Gesellschaft durfte er bleiben, sondern wurde als ein Lügner mit Verachtung hinausgewiesen. Gelernt hatte er was. Daher kam er bald bey einem großen Herrn in Bedienung. Da er aber auch hier anfieng zu lügen, so wurde er bald vom Amte gesetzt, und fortgejagt.

Sind das nicht schöne Früchte, die das Lügen bringt? Kinder! ein Lügner ist ärger als ein Dieb. Vor diesem kann man sich doch noch hüten, aber vor dem Lügner nicht. Seyd ehrlich und aufrichtig gegen jedermann, vornehmlich gegen eure Aeltern und Lehrer,

so werden sie euch noch einmal so lieb haben. Euch Aeltern aber geb' ich den Rath, lieber die Strafe etwas zu mildern, oder gar zu schenken, wenn ein Kind Böses gethan hat; sobald ihr sehet, daß es alles aufrichtig und ehrlich gestehet, und nicht lüget. Ihr werdet dadurch die Neigung zum Lügen, aus Furcht vor der Strafe, desto leichter ersticken.

XXVII.

Das Schreiben.

Karl wollte sich gar nicht zum Schreiben bequemen. Er fieng es ganz verkehrt an, hatte keine Lust und Geduld dazu, und wollte nur immer spielen. Den Bleystift oder die Feder lernte er gar nicht recht halten. Er gab auch niemals recht Acht darauf, wie die Buchstaben aussahen, die er

nachmachen sollte, sondern sahe immer darüber weg. Wenn ihm der Vater die Hand führte, so hielt er sie bald zu fest, bald zu lose, daß derselbe ganz verdrüßlich wurde, und sagte: er wolle sich gar nicht mehr um ihn bekümmern. Er würde es zu spät bereuen, daß er das Schreiben nicht habe lernen wollen. Man ließ ihn eine geraume Zeit so gehen, ohne ihm wieder vom Schreiben was zu sagen.

Endlich kam er einmal zu Dorchen, das erst fünf Jahre alt war, und schon artig schreiben und Geschriebenes sehr gut lesen konnte, da er im achten Jahre noch keinen Buchstaben zu machen im Stande war. Da schämte er sich, und fragte, wie es doch das gemacht hätte, daß es so bald hätte schreiben gelernt? Dorchen sagte: das hab' ich meinem lieben Vater zu danken. Der sagte oft zu mir: Kind, fang beyzeiten an. Lerne

nur erst Kritzeln. Ich will dir Tafel und Schieferstift, Bleyfeder, Papier genug, auch ein schönes Tintefaß von Gnadau geben. Dorchen holte das niedliche Tintefaß: eine grüne runde bleyerne Büchse, schön gemalt. Inwendig das Tintefaß, eine Sandbüchse und eine Kapsel zu Siegeloblaten. Das stach Karln gewaltig in die Augen. Er lief nach Hause, und bat seinen Vater um ein solches Tintefaß. Er wollte nun gerne schreiben lernen. O ja! sagte der Vater, daran solls nicht fehlen. Das sollst du haben; gehe aber wieder hin zu Dorchen, und frage weiter, wie es so bald schreiben gelernt habe? Du wirst hören, daß es nicht das Tintefaß allein gethan; sondern daß das liebe Kind selbst Lust dazu gehabt habe.

Er kam wieder mit großen Freuden, und sagte: O liebes Dorchen, ich kriege eben ein solches Tintefaß. Sage mir doch weiter,

wie du es gemacht hast. Ich hatte Lust dazu, antwortete Dorchen, und freuete mich, wenn ich sahe, daß ich weiter kam. Ich machte einen Buchstaben so lange, bis er so aussahe, wie der vorgeschriebene. Meine Lust zum Schreiben wurde immer größer, wenn ich nach acht Tagen Buchstaben fertig hinschrieb, die ich vor acht Tagen noch nicht machen konnte. Ich gab insonderheit Achtung, wie mir der Vater die Hand führte, und wie die Buchstaben aussahen, die ich nachmachen sollte. Da lernte ichs bald, und sahe nun ein, wie nützlich mir das Schreiben war. Denn da ich nun selbst Geschriebenes lesen konnte; so schrieb mir der Vater allerley artige Histörchen vor, die mich sehr vergnügten. Da ich auch nun selbst schreiben konnte; so machte ich mir durchs Schreiben manchen Zeitvertreib. Ich schrieb mir alle meine Spielsachen, meine Kleider und ande-

andere Dinge auf. Ich schreib mir in ein besonderes Buch, was ich nicht gerne vergessen wollte. Und höre nur: ich bekam manches schöne Präsent von Vater und Mutter, eben dadurch, daß ich ein Briefchen an Sie schrieb, und um das bat, was ich gerne haben wollte, welches ich sonst nicht würde bekommen haben. Siehst du nun wohl, lieber Karl, wie nützlich das Schreiben ist? Mache du es nun auch so. Wenn wir nicht schreiben lernen, so kommen wir einmal schlecht in der Welt fort, und sind verächtlicher, als Knecht und Magd, wenn sie schreiben gelernet haben.

XXVIII.

Die Rochowische Schule.

Ich will euch was erzählen, Kinder! sagte Dorchen zu ihren Spielkameraden, die es aus der Schule mitgenommen hatte. Ich will euch was erzählen, was ihr noch nie gehört habt. Hört zu, ich bin ganz ausser mir vor Freuden. Ich kanns selbst kaum glauben. Hört nur, hört nur.

Was ist denn das? fragten die Schulkinder. Das muß ja was besonderes seyn. Gewiß hat dir der Vater was mitgebracht von seiner Reise. Ja! das hat er auch gethan, der liebe Vater. Er kömmt kein einzigmal von der Reise, er bringt was mit. Aber das ist es dießmal nicht, was ich euch erzählen will. Ganz was anders.

Die Kinder wurden immer neugieriger, und sagten: o so mache doch fort, und sa-

ge an. Nun so hört denn, antwortete Dorchen.

Mein Vater ist 14 Tage in Rekane gewesen, das da nicht weit von Berlin seyn soll, wo der König wohnt. Lauter Sand mag da seyn. Bey dem Herrn von Rochow ist er gewesen. Das soll ein Kinderfreund seyn, der seines gleichen nicht hat. Gesehen hab' ich den lieben Mann schon einigemal, da er meinen Vater besuchte; aber ich war noch zu klein. Aber ich habe an seinem Namen das R aussprechen lernen, weil mir der Vater den Namen Rochow immer vorsagte. Er muß ihn recht lieb haben, daß er immer diesen Namen nahm. Was mir der Vater von der Schule, die der Herr von Rochow angelegt, erzählt hat, kann ich euch gar nicht genug beschreiben.

Denkt nur, pure gemeine Bauerkinder werden darinn erzogen und unterrichtet. Er

hat den Kindern ein niedliches, besonderes reines Schulhaus bauen lassen, welches frey an einem Garten liegt, worinn sie nicht so vor Hitze und Dampf braten, als wir thun müssen. Da lernen sie nun lesen, schreiben, rechnen, und das so leicht, daß mans kaum begreifen kann. Der Vater sagte: er habe den Bauermädchen und Bauerjungen selbst einige Exempel an der Tafel aufgegeben, und sie håttens richtig ausgerechnet. Manche schon vorher aus dem Kopfe. Erst kommen die Großen in der Stunde bis um 9. Dann gehen die heraus in die frische Luft, und spielen eine Viertelstunde. Dann kommen die Kleinen, die noch buchstabieren. Der Lehrer macht es ihnen allen so leicht und angenehm, daß es eine Lust seyn soll, zuzuhören. Der Vater hat Bauerknaben barfuß gesehen, von etwa sieben oder acht Jahren, die perfekt lesen, schreiben und rechnen konnten.

Dabey werden sie in den nothwendigsten Stücken des Christenthums und in andern nützlichen Dingen des menschlichen Lebens unterrichtet; besonders in dem, was zu ihrem künftigen Beruf, Ackerbau, Pflügen, Kaufen und Verkaufen, gehört, damit sie doch als vernünftige Menschen künftig nicht aufs blinde Gerathewohl leben.

Das soll sehr großen Nutzen haben. Denn die Kinder sind mehrentheils klüger, als ihre Aeltern, und können den Aeltern schon vieles schreiben und ausrechnen, welches ihnen bey vielen Gelegenheiten sehr zu Statten kömmt.

Die Kinder sollen den Herrn von Rochow wie einen Vater lieben. Noch was artiges muß ich euch erzählen. Der Herr von Rochow hatte einmal in seinen Aeckern viele schädliche Würmer, die man Maulwurfsgrillen nennet, und die die Wurzeln des Korns abfraßen.

fraßen. Da rief er die Schulkinder zusammen, und sagte: gehet heraus, Kinder, und sucht die Dinger; ich gebe euch für jedes einen Pfennig. Was meynt ihr, wie viel sie brachten? So viele, daß er 23 Thl. bezahlen mußte. O wie freueten sich die Kinder, daß sie mit Spielgehen so viel Geld verdient hatten! Davon ließen sie sich Schuhe, Strümpfe und andere gute Sachen machen. Könnten wir nun auch schon so gut rechnen, wie die Rekanischen Bauerkinder; so könnten wir es bald wissen, wie viele dieser Würmer sie gefangen hätten.

Diese Erzählung war den Kindern so angenehm, daß sie alle wünschten, in der Rochowischen Schule zu seyn, und sich vornahmen, recht fleißig zu lernen, damit sie als Stadtkinder von Bauerkindern nicht möchten übertroffen werden.

Wie viel können nicht gute Exempel thun!

XXIX.

Der Todtenkopf.

Dorchen war mit seines Vaters Naturalienkabinet so bekannt, daß es auch den schönen weißen Todtenkopf ohne Furcht sahe, der in einem gläsernen Kasten auf dem Saale stand. Der Vater nahm ihn oft herunter, setzte ihn vor dem Kinde auf den Tisch, und erklärte ihm alles daran: wo die Zähne, die Augen, die Ohren gesessen hatten, und sagte ihm sonst viel merkwürdiges davon: z. E. wie es zugienge, wenn einer den Schnupfen habe, oder den Kindern die Nase so verstopft wäre. Das Kind freuete sich darüber, als es das siebförmige Nasenbein, die Augen-

höhlen und Ohrgänge zu sehen kriegte. Der Vater nahm ein künstliches Auge dazu, und da er auch alle Theile und Knöchelchen des Ohrs hatte, so konnte er dem wißbegierigen Kinde ziemlich alles sagen, wie künstlich der liebe Gott das Auge, das Ohr, und andere Theile des Menschenkopfs gemacht habe. Dadurch vergieng natürlicher Weise aller Abscheu und alle Furcht bey diesem Kinde von fünf Jahren, die der Aberglaube vor Todtengebeinen insgemein zu haben pflegt. Es wurde so bekannt mit dem Todtenkopfe, daß es ihn selbst in die Hand nahm, die Hirnschaale abdeckte, und andern Leuten wieder sagte, was ihm der Vater dabey gesagt hatte.

Nun aber kamen die Fragen, die wir zur Belehrung anderer Kinder hersetzen wollen.

D. Aber, lieber Vater! ist denn der Kopf wirklich von einem todten Menschen?

V. Ja!

V. Ja! mein Kind! das ist er. Das kannst du selbst unterscheiden. Da will ich dir den Kopf eines Hundes, und einiger andern Thiere hersetzen. Siehe sie an, und dann wieder diesen Kopf. Findest du da nicht einen großen Unterschied?

D. Ja! der Menschenkopf siehet ganz anders aus. Er ist viel runder; auch die Zähne sind anders. Da unten sind einige Zähne los. Ach! Vater, das wackelt ja. Bald wäre ich erschrocken.

V. Wovor denn, mein Kind? Vor einem Knochen? Was da wackelt, das ist die Unterkinnlade. Diese ist auch im Leben beweglich. Probiere es einmal. Die Oberkinnlade sitzt fest. Bloß die untere bewegt sich, wenn du kauest.

D. faßt sich an das Kinn, und sagt: Es ist wahr, Vater, dieß kauet allein. Aber woher haben Sie denn den Kopf, und was

machen Sie damit? Er ist doch wohl nicht auf dem Rade oder am Galgen gewesen?

V. Wenn er das auch wäre. Das würde mich und dich nichts hindern. Ich habe ihn von einer Anatomie bekommen.

D. Was ist das, Anatomie? Das verstehe ich noch nicht.

V. Das heißt zerschneiden, zergliedern. Auf der Universität oder höhern Schule, wo die jungen Leute in allen Wissenschaften unterrichtet werden, und wo auch die jungen Doctores das Ihrige lernen müssen, werden von dem Herrn des Landes solche Häuser gehalten, wo die todten Körper von Leuten, die in den Hospitälern gestorben, auch wohl von Missethätern, die geköpft und gehangen sind, hingebracht werden. Da sind denn gelehrte Männer, die solche Körper inwendig und auswendig zerschneiden, und alle Theile, Adern, Nerven, Sehnen, Knochen,

und alles aus einander nehmen, und das den jungen Doctoren erklären, damit sie wissen, wie der menschliche Körper inwendig und auswendig beschaffen sey, weil sie sonst keine Krankheit kuriren können, wenn sie das nicht wissen. Da machen sie denn solche Todtenköpfe zurechte, damit sie immer nachsehen können, wenn einem Menschen etwas im Kopfe fehlt, wie ich dirs vorher gesagt habe. Das heißt die Anatomie.

D. Ach! Vater, das ist ja grausam, die Menschen so zu zerschneiden. Da muß es ja auch erschrecklich stinken.

V. Nein! mein Kind, das ist nicht grausam. Denn die todten Menschen fühlen davon nichts mehr. Es ist ihnen einerley, ob ihr Leib in der Erde verfault, oder hier zerschnitten wird. Es ist vielmehr sehr nützlich, den Bau und die innere Beschaffenheit des menschlichen Körpers auf diese Art recht

kennen zu lernen. Es geschiehet auch die Anatomie im Winter, wenn es kalt ist: im Sommer würde es freylich nicht angehen.

D. Aber, Vater! ich muß sie noch eins fragen. Unsere Marie sagte neulich zu mir: Dörchen, wie kann sie doch des Abends so dreiste im Finstern über den Saal gehen, wo der Todtenkopf stehet? Es graut mir bey Tage, geschweige des Abends. Ich denke immer, wenn der Todte einmal käme, und seinen Kopf wieder haben wollte. Seit der Zeit grauet mir denn doch ein Bißchen, wenn es wahr ist, daß die Todten spuken gehen, wie unsere Leute sagen.

V. Ich wollte, daß die Marie sonst was gesagt hätte. Es kömmt nun auf dich an, ob du meynst, daß Marie oder dein Vater klüger sey, und ob du Marien, die voll Aberglauben ist, mehr glauben willst, als deinem Vater.

D. O! herzenslieber Vater, werden Sie doch nicht böse. Das meyne ich ja so nicht. Ich habe es Ihnen darum nur gesagt, damit Sie mirs besser erklären sollen. Ich glaube Ihnen weit mehr als Marien.

V. Nun, so höre mich denn an, liebes Kind! und laß eine Furcht fahren, die dich zeitlebens unglücklich machen würde. Wie unglücklich ist nicht ein Mensch, der sich nicht getrauet, des Abends eine Stunde allein zu bleiben, des Abends im Finstern vor die Stubenthür, oder auf den Boden zu gehen! Ist er nicht zu bedauern, da er sich mit einer beständigen Furcht quälet, und im Grunde sich vor einem bloßen Nichts fürchtet? Fürchtest du dich wohl vor einer Wolke, vor einem Nebel oder Dunste?

D. Nein! lieber Vater; aber vor Gespenstern und Todten muß man sich doch wohl fürchten?

V. Du

V. Du fürchtest dich also vor einem bloßen Knochen?

D. Nein! lieber Vater, der kann mir nichts thun.

V. Also hast du auch nicht Ursache, dich vor dem Todtenkopfe zu fürchten. Denn das ist ja bloßer Knochen, der sich nicht rührt, und nichts fühlt: auch gar kein Leben mehr hat. Der todte Mensch hat damit nichts mehr zu thun. Sein Körper ist eben so todt, als sein Kopf, und seine Seele bekümmert sich jetzt nicht mehr um den todten Körper. Fürchtest du dich denn vor deinen beyden todten Brüderchen, die da vor unserm Fenster auf dem Kirchhofe liegen?

D. Nein! die liegen im Grabe, und können nicht wieder heraus, weil sie todt sind.

V. Gut, weil sie todt sind, sagst du. So ist es mit allen menschlichen Körpern, wenn sie einmal todt sind: sie mögen im Gra-

be liegen, oder am Galgen hängen, oder auf der Anatomie zerschnitten werden. Das Spuken ist Thorheit, Einbildung und Aberglaube der Leute, die es nicht besser wissen. Du aber weißt es besser. Siehest du denn, daß ich oder deine Mutter des Abends sich fürchten? Wir gehen ohne Licht über den Saal vor dem Todtenkopfe vorbey, und vor vielen andern todten menschlichen Körpern, die da herumstehen.

D. Was? Haben Sie denn noch mehr todte menschliche Körper?

V. Ja! die kleinen Kinderkörper, die du gesehen hast, und die aus lauter Knochen bestehen, die man Skelete nennet. Auch die vielen kleinen Menschen da im Schranke in den Gläsern mit Branntewein, die du immer deine Brüderchen nennest. Haben die dir schon was gethan?

D. Nein!

D. Nein! lieber Vater, ich freue mich, so oft ich sie sehe; aber mich fürchten vor ihnen, das kann ich nicht.

V. Nun so fürchte dich auch nicht mehr vor großen todten menschlichen Körpern, oder vor Gespenstern. Denn das ist einerley: wenn die Todten spuken sollten, so können es die kleinen so gut als die großen. Aber sie thun es beyde nicht. Das kannst du so gewiß glauben, als ich dein Vater bin. Daher fürchte dich nicht, des Abends auch über den Kirchhof zu gehen, den wir vor der Thür haben, und wo viele Todte begraben sind. Die liegen da ganz ruhig, und haben mit den Lebendigen nichts mehr zu schaffen.

D. Lieber Vater! ich fürchte mich nun ganz und gar nicht mehr. O wie lieb ist es mir, daß ichs nun besser weiß: Warte, Marie, ich will dich mit deinem Todtenkopfe brav auslachen.

V. Nein! mein Kind, sage Marien lieber, wie es ist, und wie ichs dir gesagt habe; so wirst du ihr eine Wohlthat thun. Denn sie weiß es nicht besser, und ist nicht so erzogen, wie du erzogen wirst. Ich will dir aber dabey noch ein Histörchen erzählen. Es war auch einmal ein solches furchtsames abergläubisches Mädchen, wie Marie ist, das sich des Abends nicht getrauete, auf den Hof zu gehen. Da kömmt eine hungrige Katze, nimmt das brennende Talglicht vom Leuchter, und läuft damit auf den Heuboden. Das Mädchen sieht es, läuft ihr aber, aus Furcht vor Gespenstern, nicht nach auf den Boden, wo es hätte ihr das Licht wieder abjagen, oder doch auslöschen können. Was geschieht? Das Heu fängt an zu brennen, und nicht nur das Haus, sondern die halbe Stadt ist abgebrannt. Was sagst du dazu? War daran nicht die dumme Furcht des Mädchens

chens Schuld? Hätte das Unglück nicht können verhütet werden, wenn das Mädchen nicht so furchtsam gewesen wäre?

D. Nun, Vater, Sie sollen es sehen, daß ich mich nicht mehr fürchten will, am wenigsten vor dem schönen Todtenkopfe, den ich nun noch einmal so lieb habe.

Das Kind hielt sein Wort, wie folgendes Exempel zeigt. Es kam kurz darauf des Abends ein sehr starkes Gewitter, so daß der Vater die Leute in seine Stube kommen ließ, um gleich alle bey der Hand zu haben. Es that einige harte Schläge, daß das Haus anfieng zu schüttern, und die Gläser auf dem Saale klangen. Bey dieser Gelegenheit fiel die Hirnschaale vom Todtenkopfe an die eine Seite des Glaskastens durch die Erschütterung herunter, daß man es deutlich unterscheiden konnte, was es war. Marie fieng an: Ach der abscheuliche Todtenkopf! Der

kann auch im Tode keine Ruhe haben. Dorchen sahe den Vater an. Dieser lachte, steckte den Wachsstock an, und gab ihn Dorchen, ohne etwas zu sagen. Dieß gieng den Augenblick allein heraus, und brachte die Nachricht: die Hirnschaale sey dem Kopfe ab- und ans Glas gefallen. Wovon? fragte der Vater. Da es so stark donnerte und schütterte, antwortete es. Da hast du also den ganzen Spuk, sprach der Vater. War das von dem Todtenkopfe, oder gieng die Sache ganz natürlich zu? Mußte nicht die Hirnschaale herunterfallen, weil sie nicht feste lag, und vom Donner erschüttert wurde? Allerdings, Vater! sagte Dorchen, und du, Marie, darfst dich nicht fürchten, daß dein Kopf einmal spuken gehe. Hierauf giengen die Leute mit dem Kinde herunter, da das Gewitter vorbey war. Und dieses erzählte ihnen alles, was ihm der Vater vom Tod-

tenkopfe gesagt hatte. Die Leute wunderten sich, und wurden wirklich durch des Kindes Dreistigkeit von ihrer Furcht und Aberglauben befreyet.

Kurze Zeit darauf nahm der Vater einmal wieder den Kopf vor, um dem Kinde was zu erklären. Da sagte der Vater: Es ist mir lieb, daß du dich nicht mehr davor fürchtest. Es ist dir selbst eine Wohlthat. Was würdest du aber thun, wenn dir folgendes begegnete, was mir einmal auf einer Reise begegnet ist?

Ich logirte in einer gewissen Stadt bey einem Doctor, der viele Skelete und Todtenköpfe auf seiner Schlafkammer hatte. Einige Köpfe standen frey auf Tischen ohne Kasten. Als wir des Abends von einem guten Freunde zu Hause kamen, kam uns die Magd vor der Hausthür halb todt entgegen, und sagte: der eine Todtenkopf wäre vom Tische

 gesprun-

V. Nein! mein Kind, sage Marien lieber, wie es ist, und wie ichs dir gesagt habe; so wirst du ihr eine Wohlthat thun. Denn sie weiß es nicht besser, und ist nicht so erzogen, wie du erzogen wirst. Ich will dir aber dabey noch ein Histörchen erzählen. Es war auch einmal ein solches furchtsames abergläubisches Mädchen, wie Marie ist, das sich des Abends nicht getrauete, auf den Hof zu gehen. Da kömmt eine hungrige Katze, nimmt das brennende Talglicht vom Leuchter, und läuft damit auf den Heuboden. Das Mädchen sieht es, läuft ihr aber, aus Furcht vor Gespenstern, nicht nach auf den Boden, wo es hätte ihr das Licht wieder abjagen, oder doch auslöschen können. Was geschieht? Das Heu fängt an zu brennen, und nicht nur das Haus, sondern die halbe Stadt ist abgebrannt. Was sagst du dazu? War daran nicht die dumme Furcht des Mädchens

chens Schuld? Hätte das Unglück nicht können verhütet werden, wenn das Mädchen nicht so furchtsam gewesen wäre?

D. Nun, Vater, Sie sollen es sehen, daß ich mich nicht mehr fürchten will, am wenigsten vor dem schönen Todtenkopfe, den ich nun noch einmal so lieb habe.

Das Kind hielt sein Wort, wie folgendes Exempel zeigt. Es kam kurz darauf des Abends ein sehr starkes Gewitter, so daß der Vater die Leute in seine Stube kommen ließ, um gleich alle bey der Hand zu haben. Es that einige harte Schläge, daß das Haus anfieng zu schüttern, und die Gläser auf dem Saale klangen. Bey dieser Gelegenheit fiel die Hirnschaale vom Todtenkopfe an die eine Seite des Glaskastens durch die Erschütterung herunter, daß man es deutlich unterscheiden konnte, was es war. Marie fieng an: Ach der abscheuliche Todtenkopf! Der

kann auch im Tode keine Ruhe haben. Dorchen sahe den Vater an. Dieser lachte, steckte den Wachsstock an, und gab ihn Dorchen, ohne etwas zu sagen. Dieß gieng den Augenblick allein heraus, und brachte die Nachricht: die Hirnschaale sey dem Kopfe ab- und ans Glas gefallen. Wovon? fragte der Vater. Da es so stark donnerte und schütterte, antwortete es. Da hast du also den ganzen Spuk, sprach der Vater. War das von dem Todtenkopfe, oder gieng die Sache ganz natürlich zu? Mußte nicht die Hirnschaale herunterfallen, weil sie nicht feste lag, und vom Donner erschüttert wurde? Allerdings, Vater! sagte Dorchen, und du, Marie, darfst dich nicht fürchten, daß dein Kopf einmal spuken gehe. Hierauf giengen die Leute mit dem Kinde herunter, da das Gewitter vorbey war. Und dieses erzählte ihnen alles, was ihm der Vater vom Todten-

tenkopfe gesagt hatte. Die Leute wunderten sich, und wurden wirklich durch des Kindes Dreistigkeit von ihrer Furcht und Aberglauben befreyet.

Kurze Zeit darauf nahm der Vater einmal wieder den Kopf vor, um dem Kinde was zu erklären. Da sagte der Vater: Es ist mir lieb, daß du dich nicht mehr davor fürchtest. Es ist dir selbst eine Wohlthat. Was würdest du aber thun, wenn dir folgendes begegnete, was mir einmal auf einer Reise begegnet ist?

Ich logirte in einer gewissen Stadt bey einem Doctor, der viele Skelete und Todtenköpfe auf seiner Schlafkammer hatte. Einige Köpfe standen frey auf Tischen ohne Kasten. Als wir des Abends von einem guten Freunde zu Hause kamen, kam uns die Magd vor der Hausthür halb todt entgegen, und sagte: der eine Todtenkopf wäre vom Tische

gesprungen, und kollere sich immer in der Kammer herum, da sie hätte das Bette machen wollen. Wir lachten sie aus, und forderten Licht. Als wir in die Kammer kamen, lag der Todtenkopf wirklich an der Erde. Aus den Höhlen blitzten uns ein Paar helle Augen entgegen. Und als wir mit dem Lichte näher traten, fieng er an, in der Kammer herumzukollern. Ich kann wohl sagen, daß mir das Ding anfänglich selbst wunderlich vorkam. Da ich mich aber beständig gewöhnt habe, bey keiner Sache, die mir wunderlich und unnatürlich vorkömmt, und die ich nicht gleich erklären kann, einen Spuk oder so was zu glauben; so faßte ich mich auch hier gleich, setzte das Licht hin, und ergriff den Todtenkopf mit beyden Händen. Da hieng ein Rattenschwanz heraus. Es hatte sich eine Ratte hineingeklemmt, und konnte nicht gleich wieder herauskommen. Was würdest du dabey gethan haben?

D. Ich

D. Ich würde erschrocken seyn. Aber ich würde doch gedacht haben, daß es etwas anderes seyn müßte, was den Todtenkopf bewegte, da ich nun weiß, daß er kein Leben hat, und nicht spuken kann.

V. Das beste Mittel in solchen Fällen ist allemal, dreiste zugesehen oder zugefaßt; so findet man leicht das Spukeding, wie ich es gefunden habe.

Diese Unterredung hatte bey dem Kinde so viel gewirkt, daß es des andern Tages aus der Schule kam, und den Vater bat: er möchte doch erlauben, daß die Schulkinder dürften herüber kommen, um den Todtenkopf zu sehen. Ich habe ihnen vieles davon gesagt; und da sie sich noch alle davor fürchten, so kann ich ihnen dadurch wohl die Furcht nehmen, wenn sie ihn selbst sehen, und ich ihnen zeige, daß ich mich davor nicht fürchte.

Sie sagten ja, Vater! es wäre Wohlthat, andern die unnütze Furcht zu nehmen.

O ja! von Herzen gern, sagte der Vater, mein liebes Kind, will ich dir das erlauben. Bring nur die Kinder her, so viel du willst. Ich will indessen den Todtenkopf herausnehmen, und auf den Tisch setzen. Die Kinder kamen, und blieben alle von weitem stehen, sahen auch den Kopf sehr ängstlich an. Dorchen aber gieng gerade hin, nahm die Hirnschaale ab, und den Kopf in beyde Hände. Da wurden die Kinder dreister, und traten im Zirkel um sie herum. Und nun hätte man sehen sollen, wie das Kind hintrat, und den Kindern alles erklärte, was der Vater gesagt hatte, insonderheit wie es die Kinder ermahnte, sich nicht davor zu fürchten, weil es ein todter Knochen sey, der nicht spuken könne.

Dem Vater liefen vor Freude die Thränen aus den Augen, und er sagte nur noch das einzige Wort zu der Versammlung von Kindern: lieben Kinder, bildet euch ja niemals was auf die Schönheit eures Gesichts ein. Ihr sehet hier, was aller Menschen Schönheit im Tode ist. Wo sind die rothen Backen? die hellen Augen? die Farbe? die Lippen? So lehret euch ein Todtenkopf frühzeitig Demuth.

XXX.

Die Irrlichter.

Was sagst du da, Lene? sprach Jünchen. Was sind das für Dinger, Irrwische, welche die Leute verführen? Ja! das weiß ich nicht, antwortete die Magd. Aber das weiß ich wohl, daß ich heute

Leute

Sie sagten ja, Vater! es wäre Wohlthat, andern die unnütze Furcht zu nehmen.

O ja! von Herzen gern, sagte der Vater, mein liebes Kind, will ich dir das erlauben. Bring nur die Kinder her, so viel du willst. Ich will indessen den Todtenkopf herausnehmen, und auf den Tisch setzen. Die Kinder kamen, und blieben alle von weitem stehen, sahen auch den Kopf sehr ängstlich an. Dorchen aber gieng gerade hin, nahm die Hirnschaale ab, und den Kopf in beyde Hände. Da wurden die Kinder dreister, und traten im Zirkel um sie herum. Und nun hätte man sehen sollen, wie das Kind hintrat, und den Kindern alles erklärte, was der Vater gesagt hatte, insonderheit wie es die Kinder ermahnte, sich nicht davor zu fürchten, weil es ein todter Knochen sey, der nicht spuken könne.

Dem Vater liefen vor Freude die Thränen aus den Augen, und er sagte nur noch das einzige Wort zu der Versammlung von Kindern: Lieben Kinder, bildet euch ja niemals was auf die Schönheit eures Gesichts ein. Ihr sehet hier, was aller Menschen Schönheit im Tode ist. Wo sind die rothen Backen? die hellen Augen? die Nase? die Lippen? So lehret euch ein Todtenkopf frühzeitig Demuth.

XXX.

Die Irrlichter.

Was sagst du da, Lene? sprach Hänschen. Was sind das für Dinger, Irrwische, welche die Leute verführen? Ja! das weiß ich nicht, antwortete die Magd. Aber das weiß ich wohl, daß ich ihrer heute

Abend auf der Bruchwiese genug gesehen habe, und daß ich darüber bis an die Knie in Morast gerathen bin, da ich nach ihnen hingieng, und meynte, es wäre ein Licht auf dem Dorfe. Was mögen sie wohl anders seyn, als böse Dinger, welche die Leute verführen? Denn da, wo sie sind, und sich sehen lassen, solls nicht allzurichtig seyn. Das Gericht, Galgen und Rad, ist auch nicht gar zu weit davon.

Hänschen liefs kalt über die Haut, und er erzählte das alles seinem Vater. Gut, sagte der Vater, morgen Abend gehen wir heraus, und warten, bis es finster ist. Dann sollst du sehen, was es ist, und dich nicht mehr fürchten. Das wollten Sie thun, Vater? wenn Sie nun auch so tief in den Morast kämen? antwortete Hänschen. Sorge du vor nichts. Ich will dich schon hinbringen, erwiederte der Vater, wo kein Morast

rast ist, und wo du sie mit deiner Hand fangen sollst. Nun, wenn Sie mitgehen, sprach Hänschen, so gehe ich auch mit.

Der andere Abend kam, und sie giengen gegen halb zehn Uhr heraus. Hänschen mußte sein Fangeisen mitnehmen, womit er die Schmetterlinge fieng. Der Vater führte ihn nach der Aaskuhle, wo das todte Vieh abgezogen wird. Sie sahen sie schon von ferne, als kleine blaue Flämmchen, auf und nieder hüpfen. Hänschen wollte davon laufen. Kind, sagte der Vater, du wirst doch nicht glauben, daß ich dich ins Unglück führen will. Wenn ichs nicht besser wüßte, so würde ich dich nicht mitgenommen haben. Der Knabe wurde dreister, und indem kamen ein Paar auf sie zugehüpft. Giebs Fangeisen her, sagte der Vater. Schnapp hatte er eins weg. Nun lief Hänschen selbst hinter her, und fieng noch einige. Weil es

aber

aber dunkel war, konnten sie nichts daran sehen. Als sie nach Hause kamen, legte der Vater das Fangeisen in seinen Schrank, und hieß Hänschen ruhig zu Bette gehen. Morgen, sagte er, will ich dir alles weisen.

Der Morgen kam, und Hänschen lief gleich zum Vater. Dieser holte das Fangeisen her. Und was hatten sie darinn? Eine weiche klebrichte Materie, wie man aus der Nase schnaubt.

V. Das ist die ganze Sache, mein Sohn, wovor sich so viele Leute so ängstlich fürchten. Haben sie das wohl Ursache?

H. Vater! was ist es denn? Wie kann das leuchten und hüpfen?

V. Es sind fettige Ausdünstungen von dem todten Vieh, die sich in die Höhe heben, und von der Luft herumgeführt werden, und leuchten.

H. Ist

H. Ist es denn Feuer?

V. Nein, nur so etwas ähnliches, das nur leuchtet, aber nicht brennt. Kamst du nicht neulich Abend erschrocken vom Hofe, da ich Holz gekriegt hatte, und sagtest: das Holz brenne? Das faule Holz leuchtet auch im Finstern.

H. Wie verführen sie denn aber die Leute in den Morast, wie Lenen begegnet ist?

V. Eigentlich thun sie das nicht. Weil aber aus dem Morast auch dergleichen Dünste aufsteigen; so müssen die Leute wohl hineinkommen, wenn sie diesen Dingern, die daher Irrwische oder Irrlichter heißen, folgen, und sie für Licht im Dorfe ansehen.

H. Noch eins, lieber Vater! Lene sprach vom Gerichte, wo der Galgen und die Räder stünden. Da wären sie auch, und es wäre da herum nicht recht richtig. Was mag das seyn sollen?

V. Wie es die einfältigen abergläubischen Leute glauben, so sagen sie es. Das nicht richtig seyn, nennen sie spuken, und bilden sich ein: die Geräderten und Gehängten giengen herum spuken, und machten die Leute zu fürchten; und die Irrlichter wären ihre Seelen. Kannst du das glauben? Es ist eben die Ursache da, warum sie auf der Aaskuhle, als warum sie hier sind. Denn hier unter dem Gerichte sind auch viele todte menschliche Körper verfault, und daher sind auch hier eben solche fettige leuchtende Dünste. Fürchtest du dich noch, mein Sohn?

H. Nein! mein Vater, alle Furcht ist weg.

V. Zur Belohnung will ich dir noch was sagen, was du noch nicht weißt, aber gewiß hören wirst, wenn du einmal auf Reisen kömmst, und des Nachts mit der Post fähreſt. Da sagen die Postillions, wenn sie

dergleichen Dinger sehen: man müsse ja nicht beten, sondern fluchen. Durch das erste kämen sie herzu, hüpften auf den Pferden herum, ja den Leuten auf die Nase. Durch das letzte aber würden sie weggejagt.

H. Das ist ja sonderbar. Das möchte ich doch auch wissen.

V. Es gehet wieder sehr natürlich zu. Aber weder das Beten noch das Fluchen hat die Kraft, sie anzulocken und wegzutreiben. Wenn einer in den Umständen betet, ist er in Angst, und zieht die Luft an sich. Dann kommen die unschuldigen Dingerchen mit, dichte vors Maul. Wenn aber einer flucht, so ist er heftig, und stößt die Luft von sich weg. Dann gehen sie auch mit fort.

H. Ja! ja, Vater, so ist es auch, und das ist sehr natürlich. Bleib zu Hause, Lene, mit deinen Possen. Ich weiß es nun besser.

XXXI.

Von der Furcht vor dem Gewitter.

Ach! Vater, es blitzt schon wieder, sagte Dorchen mit vieler Angst.

Was ist dir, mein Kind? antwortete der Vater. Du hast dich ja sonst nicht gefürchtet. Wie kömmt das? Gewiß hat dir jemand was in den Kopf gesetzt.

D. Ach lieber Vater! Sie wissen, daß ich Ihnen alles ehrlich bekenne. Also will ichs auch jetzt thun. Neulich sagte mir ein kleiner Junge in der Schule: der Blitz schlüge die Leute todt, und seit der Zeit fürchte ich mich wieder vor dem Gewitter.

V. Das ist deine gerechte Strafe, mein Kind, daß dich die Furcht so quälet, weil du einem kleinen dummen Jungen mehr glaubst, als deinem Vater, der sich alle Mühe giebt,

dir die falsche Furcht zu nehmen. Hab' ich dir nicht oft genug gesagt: du solltest dich nicht vor dem Gewitter fürchten? Siehest du denn, daß ich mich so ängstlich davor fürchte? Hab' ich dir nicht oft genug gesagt: es komme nicht unmittelbar von dem lieben Gott, wie sichs die Leute vorstellen: daß der liebe Gott da über den Wolken säße, und den Blitz, Hagel und Regen herunterwerfe?

D. Ja! ists denn nicht so? darum hab' ich mich eben so gefürchtet.

V. Nein! mein Kind, der liebe Gott hat alles, von der ersten Schöpfung an, in der Natur dazu so eingerichtet, daß ein Gewitter entstehen kann. Wenn sich von der Erde so viele wässerige Dünste in die Höhe gezogen haben, daß sie oben in den Wolken nicht mehr bleiben können, und zu schwer werden; so fallen sie in unzähligen Tropfen herunter, und dann regnets. So auch mit

dem Gewitter. Wenn die dazu gehörigen Umstände in der Luft da sind, so kömmt es; und wenn sie nicht da sind, so kömmt es nicht.

D. Hat denn aber der liebe Gott gar nichts damit zu thun?

V. O ja! denn sonst entstünde ja das Gewitter ganz von ohngefähr, und könnte machen, was es wollte. Der liebe Gott hat dabey alles vorhergesehen und eingerichtet, wie es kommen solle. Es geschiehet dabey nichts ohne seinen Willen, ohne seine Regierung und Zulassung. Und da der liebe Gott alles zum Besten der Menschen thut; so hat er ihnen auch das Gewitter zur Wohlthat gemacht. Kind, verstehst du mich wohl? oder kannst du das noch nicht alles begreifen?

D. Nicht so recht, lieber Vater! aber doch besser, als vorher.

V. Du siehest doch immer gerne zu, wenn dein Vater eine Uhr macht. Wenn sie nun fertig

fertig ist, so hängt er sie hin, und sie gehet durch die Gewichte, Räder und andre Theile von selbst, wenn sie aufgezogen ist. Darf ich nun wohl immer die Hand daran haben, wenn sie gehen soll?

D. Nein! sie gehet doch.

V. Siehe, so ists mit den Dingen in der Natur, und mit dem Gewitter auch. Die ganze Welt ist wie eine große Uhr, die der liebe Gott gleichsam bey der Schöpfung aufgezogen hat, und die nun immer fortgehet, wie er es haben will.

D. Ja! nun verstehe ichs besser. Aber sagen sie mir doch noch mehr vom Gewitter. Ich höre es gar zu gern.

V. Das will ich wohl thun, wenn du es dazu gebrauchen willst, deine Furcht vor dem Gewitter abzulegen.

D. Das sollen sie sehen.

V. Du willst doch gerne wissen, wie das Gewitter entstehe? Wenn es im Sommer zu warm wird — denn im Winter kömmt selten ein Gewitter — so sammlen sich in der Luft so viele feurige Dünste, die sich leicht entzünden, wie du an dem Schwefel und Schießpulver schon gesehen hast. Wenn diese Dünste sich zusammen einander drücken und reiben; so brennen sie zuletzt an. Wo die Flamme durchfährt, das ist der Blitz. Dieser zerreißt die Luft, und wenn diese wieder zurückschlägt, wo sie weggetrieben ist, das ist der Donner. Probiere es einmal, und laß ein Schnupftuch vor deinem Gesichte niederschlagen; so wirst du die Luft fühlen. Wenn sich nun der Schall an den Bergen und Wolken stößt, so wird er oft wiederholt, und darum rollt der Donner so, ob es gleich nur ein Schlag ist. Da wir neulich auf dem Berge waren, wo das Echo ist, das dir

immer nachrief, und eine Flinte losgeschossen wurde, hörtest du den Schuß wohl zwanzigmal nach einander. So ist es mit dem Donner auch. Und dabey sag' ich dir noch, daß der Donner gar keinen Schaden thut, auch niemand todt schlägt; denn es ist blosser Luftschall. Davor darf man sich also eben so wenig fürchten, als vor dem Schalle, den die Glocken machen, wenn sie geläutet werden.

D. Das alles ist mir sehr angenehm; aber der Blitz ist doch schädlich, und kann todt schlagen.

V. Darauf will ich dir auch antworten. Du bist nun sechs Jahre alt. Hast du schon gehört, daß der Blitz hier in der Stadt einen todt geschlagen hat? Ich bin bald sechzig Jahre alt, und an keinem Orte, wo ich gelebt habe, ist solches geschehen. Also ist es etwas sehr seltenes. Unter hundert tau-

send Menschen trifft er kaum einen. Denn die meisten Blitze schlagen oberwärts in der Luft hin, und verzehren sich. Weißt du nun gewiß, daß du der Eine seyn sollst? Kann dich nicht eben so bald ein Dachziegel todt schlagen? Wer sich so vor alles in der Welt fürchten wollte, was ihn tödten könnte, der hätte keine ruhige Stunde. Davor ist der liebe Gott, der uns behütet, und wie du schon gehört hast; ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache, und kein Haar von deinem Kopfe fällt. Deswegen aber muß man nicht unvorsichtig und vorwitzig seyn, oder sich muthwillig in Gefahr begeben. Man muß zur Zeit eines nahen Gewitters die Zugluft vermeiden, weil der Blitz gern dahin ziehen soll, wo ein Zug ist. Auch des Abends, wenn es draußen sehr finster ist, muß man nicht viel in den Blitz sehen, weil das den Augen schadet; aber nicht vor Furcht in den

Keller kriegen. Denn da ist man eben so wenig sicher, wenn der Blitz treffen soll.

D. Aber das Gewitter thut doch gar zu viel Schaden. Ich bin einmal im Gewitter unterwegs gewesen, da ich kaum vier Jahre alt war, wie sie wissen. Alles verhagelte und verschlemmete, und man sahe viele Meilen nichts grünes mehr. Ach wie erbärmlich sahe das aus? Die armen Leute! Das sollte doch der liebe Gott nicht thun. Es heißt zwar, er strafe; aber sind denn alle die Leute gottlos gewesen? Das kann ich mir nicht vorstellen.

V. Da hast du Recht, mein Kind! Glaube das ja nicht, daß der liebe Gott durchs Gewitter strafe. Er giebt dadurch unendlich mehr Gutes als Böses. Wir müßten zuletzt vor Hitze ersticken, wenn kein Gewitter käme. Der Blitz verzehret die Schwefeldünste. Der Wind und Platzregen reini-

get die Luft, daß es wieder kühle wird. Wie gerne gehst du dann wieder in die Schule, wenns nicht mehr so heiß ist! Der Donner erschüttert die Erde, daß sie locker wird. Der Regen erquickt die Pflanzen, die sonst verdorren müßten, daß das Vieh wieder auf den Wiesen und Angern frisches grünes Futter findet, und die Aepfel, Birnen und Pflaumen gut gerathen. Wie schön grünet das Feld nach einem fruchtbaren Gewitter!

D. Aber der Schaden ist doch fast noch größer, den es thut?

V. Warte nur. Gleich wirds kommen. Wenn denn auch einmal Hagel fällt, und das Korn auf dem Felde niederschlägt, oder der Wind ein Paar Bäume zerbricht, und der Platzregen einige Felder überschwemmt; so ist das ein kleiner Fleck von einigen Meilen, wo der Schaden geschehen ist, und einige funfzig Meilen sind dagegen herrlich befruch-

tet. Ist das nicht ein weit größerer Nutzen, den das Gewitter bringt, als der Schaden, den es thut? Und bey allen Gewittern hagelts auch nicht, und geschieht gar kein Schaden, sondern lauter Gutes, lauter Segen.

D. Aber das Todtschlagen des Blitzes, lieber Vater, kann ich noch nicht vergessen. Es ist doch wahr, daß der Blitz zuweilen die Leute todtschlägt.

V. Wie ich dir schon gesagt habe, selten, sehr selten. Und wenns geschieht, doch nicht ohne Gottes Zulassung, Rath und Willen. Das merke dir. Es muß daher denen Leuten, die es trifft, zum Besten dienen. Sonst ließe es der liebe Gott nicht geschehen. Es ist der geschwindeste und wohlthätigste Tod, weil sie gar nichts vorher davon wissen und fühlen. Die alte Marie, die du oft besuchst, hat nun schon zehn Jahre an

der Gicht, wie ein Krüppel, auf dem Bette gelegen, und kann keine Nacht vor Schmerzen schlafen. Ist das nicht viel schlimmer? Da uns nun in der Welt so viele andere Dinge eben so leicht tödten können; so müssen wir immer fromm leben und Gutes thun. Dann dürfen wir uns vor keiner Art des Todes fürchten, wenn es auch Gott gefallen sollte, uns durch den Bliz sterben zu lassen.

D. O lieber Vater! wie dank ich ihnen für diese Lehre und Trost! Nun fürchte ich mich vor keinem Gewitter mehr, und will den lieben Gott immer als meinen besten Vater liebhaben, und nichts Böses thun: so kann mir kein Bliz was schaden.

XXXII.

Vom Mißbrauch des Namens Gottes.

Was meynst du, Eberhard, sagte der Vater, wenn die andern Kinder bey allen ihren Spielwerken, oder wenn sie sich zanken und schlagen, oder bey den geringsten Kleinigkeiten, beständig deinen Namen nennen und aussprechen würden: wie würde dir das gefallen?

Ich würde denken, antwortete der Knabe, sie thäten es mir zum Torte, sie wollten mich dadurch necken und beschimpfen. Aber, lieber Vater! das thun die Kinder nicht. Warum fragen sie denn darnach?

Höre weiter. Würdest du dich nicht wundern, wenn du hörtest, daß andere bey aller Gelegenheit deines Vaters oder deiner Mutter Namen im Munde hätten? Ich will einmal

mal den Fall setzen: Marie in der Küche hätte sich in den Finger geschnitten. Das thäte ihr wehe. Nun rief sie in einem weg: Ach das böse verfluchte Messer! und nun meinen Namen hinterher. Was würdest du denken? Oder Marie und Hanne zankten sich, brauchten die häßlichsten Scheltworte und Flüche, und hinter jedem solchen Worte deiner Mutter Namen. Was meynst du davon?

Lieber Vater, erwiederte Eberhard, ich verstehe Sie nicht recht. Was meynen Sie damit?

Nun so höre, was ich meyne, war des Vaters Antwort. Ihr Kinder hört leider von andern so oft den Namen Gottes und Jesus aussprechen; und zwar so, daß es abscheulich ist, es anzuhören, bey welchen Kleinigkeiten, Schimpf- und Scheltwörtern, Flüchen und nichtswürdigen Reden, der Na-

me Gottes gemißbraucht, und Herr Gott, oder Herr Jesus, oder Gotts tausend, gesagt wird. Ich mag es nicht einmal nachsagen; wie es die schlechten Leute machen. Du wirst es leider schon manchmal vom Gesinde, auch von andern Kindern gehört haben, wie sie es machen. Du hast dirs selbst schon so angewöhnt, daß du immer bey allen Gelegenheiten Herr Jesus sagst. So leicht können sich Kinder das Böse angewöhnen, ohne zu wissen, daß es Böses ist. Du weißt noch nicht, was das für eine große Sünde ist, den heiligen Namen Gottes so zu mißbrauchen. Wenn du das andere Gebot erst verstehest, dann wirst du es selbst einsehen, und vor dir selbst erschrecken, daß du unwissend schon diese große Sünde so oft gethan, und andern nachgemacht hast.

Siehe! darum sage ich dirs jetzt schon zur Warnung. Was jetzt bey dir noch Gewohn-

wohnheit ist, das wird nachher Sünde, wenn es erst so weit gekommen ist, daß du es der Gewohnheit wegen nicht mehr lassen kannst, aber selbst weißt, daß du Unrecht daran thust.

Lieber Eberhard! du kennest Gott und den Herrn Jesum noch nicht. Sonst würdest du es nicht thun. Hörest du das wohl von uns, deinen Aeltern? Würden wir das leiden, wenn du unsere Namen so verunehren und mißbrauchen wolltest? Kein König wird das leiden, daß die Leute und Unterthanen seinen hohen Namen so schänden und lästern dürfen. Das weißt du doch, daß der liebe Gott der Allerhöchste und Beste ist, von dem die Menschen und Kreaturen alles Gute haben, und der uns seinen lieben Sohn Jesum zum Erlöser, Lehrer und Wohlthäter gesandt hat, daß wir ihn lieben, und alles Gute von ihm lernen sollen. Heißt das nun

ihn

ihn lieben, wenn du seinen Namen so verunehrest, und alle Augenblicke Herr Jesus sagst? Was meynst du, wenn der liebe Gott das allemal so strafen wollte, wie es diese Sünde verdiente; wenn er dir davor alle Speise, Kleider, Gesundheit und alles Gute, was du von ihm hast, wieder nähme; hättest du das nicht verdient? Sage an, ob du mich nun verstehest?

Ach ja, lieber Vater! nun verstehe ich Sie. Ach! sprach er mit weinenden Augen, ich habe es ja nicht gewußt, daß das so unrecht ist. Ja, ich habe den lieben Gott oft dadurch beleidiget. Ich habe es so von andern gehört. Ich wills gewiß nicht wieder thun.

Wenn du mich recht liebest, fuhr der Vater fort, so halte dein Wort. Du kannst mich durch nichts mehr betrüben, als wenn du Gott verunehrest, der uns so viel Gutes

mal den Fall setzen: Marie in der Küche hätte sich in den Finger geschnitten. Das thäte ihr wehe. Nun rief sie in einem weg: Ach das böse verfluchte Messer! und nun meinen Namen hinterher. Was würdest du denken? Oder Marie und Hanne zankten sich, brauchten die häßlichsten Scheltworte und Flüche, und hinter jedem solchen Worte deiner Mutter Namen. Was meynst du davon?

Lieber Vater, erwiederte Eberhard, ich verstehe Sie nicht recht. Was meynen Sie damit?

Nun so höre, was ich meyne, war des Vaters Antwort. Ihr Kinder hört leider von andern so oft den Namen Gottes und Jesus aussprechen; und zwar so, daß es abscheulich ist, es anzuhören, bey welchen Kleinigkeiten, Schimpf- und Scheltwörtern, Flüchen und nichtswürdigen Reden, der Na-

me Gottes gemißbraucht, und Herr Gott, oder Herr Jesus, oder Gotts tausend, gesagt wird. Ich mag es nicht einmal nachsagen; wie es die schlechten Leute machen. Du wirst es leider schon manchmal vom Gesinde, auch von andern Kindern gehört haben, wie sie es machen. Du hast dirs selbst schon so angewöhnt, daß du immer bey allen Gelegenheiten Herr Jesus sagst. So leicht können sich Kinder das Böse angewöhnen, ohne zu wissen, daß es Böses ist. Du weißt noch nicht, was das für eine große Sünde ist, den heiligen Namen Gottes so zu mißbrauchen. Wenn du das andere Gebot erst verstehest, dann wirst du es selbst einsehen, und vor dir selbst erschrecken, daß du unwissend schon diese große Sünde so oft gethan, und andern nachgemacht hast.

Siehe! darum sage ich dirs jetzt schon zur Warnung. Was jetzt bey dir noch Gewohn-

wohnheit ist, das wird nachher Sünde, wenn es erst so weit gekommen ist, daß du es der Gewohnheit wegen nicht mehr lassen kannst, aber selbst weißt, daß du Unrecht daran thust.

Lieber Eberhard! du kennest Gott und den Herrn Jesum noch nicht. Sonst würdest du es nicht thun. Hörest du das wohl von uns, deinen Aeltern? Würden wir das leiden, wenn du unsere Namen so verunehren und mißbrauchen wolltest? Kein König wird das leiden, daß die Leute und Unterthanen seinen hohen Namen so schänden und lästern dürfen. Das weißt du doch, daß der liebe Gott der Allerhöchste und Beste ist, von dem die Menschen und Kreaturen alles Gute haben, und der uns seinen lieben Sohn Jesum zum Erlöser, Lehrer und Wohlthäter gesandt hat, daß wir ihn lieben, und alles Gute von ihm lernen sollen. Heißt das nun

ihn

ihn liebest, wenn du seinen Namen so verun-ehrest, und alle Augenblicke Herr Jesus sagst? Was meynst du, wenn der liebe Gott das allemal so strafen wollte, wie es diese Sünde verdiente; wenn er dir davor alle Speise, Kleider, Gesundheit und alles Gute, was du von ihm hast, wieder nähme; hättest du das nicht verdient? Sage an, ob du mich nun verstehest?

Ach ja, lieber Vater! nun verstehe ich Sie. Ach! sprach er mit weinenden Augen, ich habe es ja nicht gewußt, daß das so unrecht ist. Ja, ich habe den lieben Gott oft dadurch beleidiget. Ich habe es so von andern gehört. Ich wills gewiß nicht wieder thun.

Wenn du mich recht liebest, fuhr der Vater fort, so halte dein Wort. Du kannst mich durch nichts mehr betrüben, als wenn du Gott verunehrest, der uns so viel Gutes

giebt. Folge nun desto mehr der Regel, die ich dir so oft gegeben habe: Man muß von andern schlecht erzogenen Leuten keine böse Gewohnheiten lernen.

XXXIII.

Das unreinliche Kind.

Friederike war in allen Stücken ein unreinliches Kind. Alle ihre Kleider waren voll Flecke von Fett und Bier. Die Haare hiengen ihr um den Kopf herum, und die Strumpfbänder an den Beinen herunter. Das Häßlichste war, daß sie sich selten wusch, und auch nicht einmal des Morgens, wenn sie aufgestanden war.

Was waren die Folgen ihrer Unreinlichkeit? Andere Kinder wollten sie nicht mehr unter sich leiden. Sie beschmierte andere

mit

mit ihren häßlichen Kleidern. Sie roch aus dem Munde, weil sie sich solchen nie des Morgens ausspühlte. Sie hatte schwarze faule Zähne, und war andern ein rechter Abscheu.

Wie liebenswürdig wird ein Kind durch Ordnung und Reinlichkeit! Dorchen hielt alle ihre Spielsachen ordentlich und reinlich, und ihre Kleider ebenfalls. Daher kams, daß es ein Kleid noch sechsmal so lange hatte, als Friederike, die in einem Jahre wohl dreye, viere haben mußte. Welches Kind war nun seinen Aeltern kostbarer? und wodurch? Durch nichts als durch Unreinlichkeit, da durch diesen Fehler die besten und dauerhaftesten Sachen in kurzer Zeit ruinirt werden.

Wenn Friederike alle Augenblicke über Zahnschmerzen und andere böse Zufälle im Munde klagte, so war Dorchen gesund, weil

sie sich fleißig den Mund ausspühlte, und den Schleim von den Zähnen abrieb, der sie ansteckt, wenn er faul wird. Wenn Friederike allen ekelhaft wurde, durch den häßlichen Geruch, der ihr aus dem Munde kam; so wurde Dorchen gern von allen geküßt. Denn sein Odem war gesund und rein, seine Zähne wie Elfenbein, und sein Gesicht wie eine Rose, die ein schöner Regen abgespühlt hat. Macht also nicht Unreinlichkeit ungesund, und gewissen Thieren gleich, die ich nicht nennen will?

XXXIV.

Nadel im Munde.

Wenn die Kindermädchen die Kinder aus- und anziehen, so pflegen sie gemeiniglich die Nadeln in den Mund zu nehmen, und davon lernen die Kinder leicht diese höchstgefährliche Gewohnheit.

Hast du die Nadel schon wieder im Munde? sagte drr Vater zu Minchen. Du wirst wohl noch erfahren, was du dir für ein Unglück zuziehest, wenn du einmal die Nadel hinunterschluckst. So kam es auch. Minchen vergaß, daß sie die Nadel im Munde hatte, fieng an zu schlucken oder zu sprechen. Husch! war sie in der Kehle, wo sie in der Queer stecken blieb. Da hätte man das Unglück und jämmerliche Geschrey hören sollen.

Der Vater ließ gleich einen Wundarzt holen. Ehe dieser kam, floß das Blut schon

aus dem Halse, und Minchen wollte immer ersticken. Als er kam, konnte er die Nadel nicht mehr fassen. Er mußte also einen krummen Haken von Drath machen. Damit fuhr er in die Gurgel hinunter, faßte die Nadel, und riß sie mit Gewalt heraus, daß das Blut hinterher floß. Das Kind kriegte einen bösen Hals, und mußte wohl vierzehn Tage gesprützt werden, ehe es wieder heil wurde.

Siehst du nun, sagte der Vater, was du angerichtet hast? So gehts, wenn man sich gar nicht will sagen und warnen lassen. Danke Gott, daß die Nadel nicht in den Magen gekommen, oder in die Gedärme gegangen ist, und sich da wo durchgestochen hat. Dann hättest du ganz gewiß, und unter vielen Schmerzen sterben müssen. Es ist mit dem menschlichen Magen nicht so wie mit dem Magen der Thiere. Diese können mehr

ertragen. In dem Magen der Gänse und Enten findet man oft eiserne Nägel, große Nadeln, und dergleichen, die sich manchmal queer durchgestoßen haben, und verwachsen sind, ohne daß es ihnen im geringsten geschadet hätte. Hab' ich doch einmal in dem Magen eines Klapperstorchs Steine, große Glasscherben, und eine Messerklinge gefunden.

Auf ein andermal nimm dich also hübsch in Acht.

XXXV.

Das Pinken mit den Augen.

Kinder sind oft wie die Affen, die alles nachmachen, was sie sehen. In der Schule war ein kleines Mädchen, welches sich das Augenpinken so angewöhnt hatte,

 daß

daß es solches nicht mehr lassen konnte, und es recht häßlich anzusehen war.

Christian mochte meynen, das ließe recht schön, und pinkte beständig mit den Augen, wenn er einen ansahe, oder wenn ihm etwas erzählt wurde. Erst that ers nur, wenn er daran dachte; zuletzt beständig. Es wurde ihm oft verboten, und gesagt: er wäre den Affen und Eulen gleich. Die machten es auch so. Es half aber nichts, und er machte es immer ärger.

Endlich schwächte er die Augenlieder dadurch so sehr, daß er sie zuletzt fast gar nicht mehr regieren und in die Höhe ziehen konnte. Da sahe er es ein, wie schädlich ihm das war, und gewöhnte sich die Unart bald ab.

So müssen die Kinder oft mit Schaden klug werden, wenn sie nicht folgen wollen.

XXXVI.

Gespenster.

Nehmen Sie es nicht übel, lieber Vater! daß ich noch einmal frage, sagte Dorchen: sollte es denn keine Gespenster geben, wie die Leute sagen, die des Nachts auf den Kirchhöfen, in den Kellern, in wüsten Schlössern, herumgehen, und andere zu fürchten machen? Ich höre doch so viel von der weissen Nonne, von dem Mönche, von dem graubärtigen Männchen, von dem Hunde mit feurigen Füßen und Augen, von Todtenköpfen, von dem wilden Jäger, von dem wüthenden Heer und dergleichen, daß ich gar zu gerne wissen möchte, wie es damit beschaffen wäre. Ich glaube das Zeug alles nicht; aber woher mag denn solch Geschwätze kommen? Das möchte ich nur wissen. Wer

kann mir das auch besser sagen, als Sie, lieber Vater?

V. Ja, mein Kind, das Vergnügen will ich dir gerne machen. Erstlich sag' ich dir überhaupt, daß verständigen Leuten, die sich fassen können, und nicht gleich vor Furcht oder Schrecken außer sich sind, und sich nicht mehr besinnen können, ganz und gar nichts spukt. Ferner, daß dreiste Leute, die drauf losgehen und zugreifen, wenn es heißt: da steht ein Spukeding, gemeiniglich die Sache entdecken, was es gewesen ist. Mir hat in meinem Leben nichts gespukt, da ich doch so viel auf Reisen gewesen, so manche liebe stockfinstre Nacht gereist, und an so manchem fremden Orte gewesen bin. Daraus kannst du schon sehen, liebes Kind, daß es einfältige, leichtgläubige Leute sind, die sich so was weißmachen lassen, oder daß sie zu furchtsam sind, die Sache zu

untersuchen, und daher fest auf ihrem Kopfe bestehen, daß es gespukt habe.

D. Ja! lieber Vater, sie haben Recht: die Furcht macht den Leuten erschreckliches Zeug vor; zumal des Abends, wenn es finster ist, und man nicht recht mehr sehen kann. So gieng mirs neulich selbst. Ich kam auf den Hof, und hinten an der Scheune stand was Weißes. Mir liefs kalt über die Haut. Doch gieng ich gerade drauf zu. Was war es? Ein weißes Tuch, das trocken werden sollte.

V. Daß dirs kalt über die Haut lief, war nichts als die Furcht und die Vorstellung, daß es etwas unnatürliches und ein Spuk sey. Wenn das könnte verhütet werden, daß ein Kind nie das Wort Spuk oder Gespenst hörte, so würde es sich auch niemals fürchten, sondern im Finstern ohne Schaudern gerade auf alles zugehen.

Was

daß es solches nicht mehr lassen konnte, und es recht häßlich anzusehen war.

Christian mochte meynen, das ließe recht schön, und pinkte beständig mit den Augen, wenn er einen ansahe, oder wenn ihm etwas erzählt wurde. Erst that ers nur, wenn er daran dachte; zuletzt beständig. Es wurde ihm oft verboten, und gesagt: er wäre den Affen und Eulen gleich. Die machten es auch so. Es half aber nichts, und er machte es immer ärger.

Endlich schwächte er die Augenlieder dadurch so sehr, daß er sie zuletzt fast gar nicht mehr regieren und in die Höhe ziehen konnte. Da sahe er es ein, wie schädlich ihm das war, und gewöhnte sich die Unart bald ab.

So müssen die Kinder oft mit Schaden klug werden, wenn sie nicht folgen wollen.

XXXVI.

Gespenster.

Nehmen Sie es nicht übel, lieber Vater! daß ich noch einmal frage, sagte Dorchen: sollte es denn keine Gespenster geben, wie die Leute sagen, die des Nachts auf den Kirchhöfen, in den Kellern, in wüsten Schlössern, herumgehen, und andere zu fürchten machen? Ich höre doch so viel von der weissen Nonne, von dem Mönche, von dem graubärtigen Männchen, von dem Hunde mit feurigen Füßen und Augen, von Todtenköpfen, von dem wilden Jäger, von dem wüthenden Heer und dergleichen, daß ich gar zu gerne wissen möchte, wie es damit beschaffen wäre. Ich glaube das Zeug alles nicht; aber woher mag denn solch Geschwätze kommen? Das möchte ich nur wissen. Wer

kann mir das auch besser sagen, als Sie, lieber Vater?

V. Ja, mein Kind, das Vergnügen will ich dir gerne machen. Erstlich sag' ich dir überhaupt, daß verständigen Leuten, die sich fassen können, und nicht gleich vor Furcht oder Schrecken außer sich sind, und sich nicht mehr besinnen können, ganz und gar nichts spukt. Ferner, daß dreiste Leute, die drauf losgehen und zugreifen, wenn es heißt: da steht ein Spukeding, gemeiniglich die Sache entdecken, was es gewesen ist. Mir hat in meinem Leben nichts gespukt, da ich doch so viel auf Reisen gewesen, so manche liebe stockfinstre Nacht gereist, und an so manchem fremden Orte gewesen bin. Daraus kannst du schon sehen, liebes Kind, daß es einfältige, leichtgläubige Leute sind, die sich so was weißmachen lassen, oder daß sie zu furchtsam sind, die Sache zu

untersuchen, und daher fest auf ihrem Kopfe bestehen, daß es gespukt habe.

D. Ja! lieber Vater, sie haben Recht: die Furcht macht den Leuten erschreckliches Zeug vor; zumal des Abends, wenn es finster ist, und man nicht recht mehr sehen kann. So gieng mirs neulich selbst. Ich kam auf den Hof, und hinten an der Scheune stand was Weißes. Mir liefs kalt über die Haut. Doch gieng ich gerade drauf zu. Was war es? Ein weißes Tuch, das trocken werden sollte.

V. Daß dirs kalt über die Haut lief, war nichts als die Furcht und die Vorstellung, daß es etwas unnatürliches und ein Spuk sey. Wenn das könnte verhütet werden, daß ein Kind nie das Wort Spuk oder Gespenst hörte, so würde es sich auch niemals fürchten, sondern im Finstern ohne Schaudern gerade auf alles zugehen.

Was die Furcht bey den Leuten thut, davon will ich dir lächerliche und traurige Exempel erzählen. Die Furcht vergrößert alles, und stellt den Leuten just die Dinge vor, die sie in ihrer Einbildung haben, als ob sie ausser ihnen wirklich da stünden. Wenn viele furchtsame Leute beysammen sind, und einer glaubt einen Spuk zu sehen; so sehen sie ihn alle so, wie ihn der eine beschreibt.

Ich reiste einmal des Nachts auf der Post, wo allerhand Leute bey mir saßen, die die ganze Nacht durch von Drachen, Gespenstern und solchen Erscheinungen sprachen. Ich und noch ein vernünftiger Mann bemühten uns, ihnen das aus dem Kopfe zu bringen. Sie blieben aber dabey, und sagten: sie hätten es mit ihren Augen gesehen. Als wir an die nächste Station kamen, beredete ich mich mit dem Mann, wir wollten vorgeben, wir sähen was, so würden die an-

dern

dern es bald auch sehen. Als wir wieder auf dem Postwagen saßen, und durch einen dicken Wald fuhren, sagte mein Kamerad erschrocken: Ach! was ist das? Was steht denn da? Wo denn? riefen die andern: Da, da, linker Hand, ein schwarzer Kerl mit entsetzlichen Armen und Beinen. Ja! ja! sagte ich: da steht er, und setzte hinzu: ach, wie ihm die Augen funkeln! Nun sahen ihn die andern auch. Der eine sagte sogar: er kömmt näher. Postillion, fahre zu. Und nun beschrieben sie den Kerl noch abscheulicher. Wir sagten, daß wir nun doch fast Gespenster glauben sollten. Nicht lange darauf that ich, als wenn ich zusammenfuhr, wies gen Himmel, und sagte: sehen sie doch da den feurigen Bär, der da durchzieht. Welch ein Schwanz! sagte mein Kamerad. Alle sahen ihn nun auch, und schwuren drauf, daß es so wäre.

Hier-

Hierauf giengen die Erzählungen erst recht an. Da hatte der eine bey dem Galgen und Rade den Todten herumgehen gesehen, mit dem Kopfe unter dem Arme. Der andere hatte Raben mit feurigen Schnäbeln auf dem Galgen sitzen gesehen. Und was des albernen Zeugs mehr war.

Als wir nun an Ort und Stelle kamen, sagten wir es den guten Leuten, wie wir es gemacht hätten, damit sie nun aus eigener Erfahrung sehen möchten, was Furcht und Einbildung thun könnten. Sie mußten es eingestehen, und dankten uns sehr, daß wir sie so überzeugt hätten. *)

XXXVII.

*) Bey dieser Gelegenheit beziehe ich mich auf das Salzmannische Elementarbuch S. 10. 11. Ein besseres Buch, nebst den übrigen vortrefflichen Schriften dieses gesalbten Mannes, können Aeltern ihren Kindern gar nicht in die Hände geben.

XXXVII.

Fortsetzung des 36sten Stücks.

V. Merke dir das ja, mein Kind! auf deine ganze Lebenszeit, was die Furcht thun kann. Alle Spukhistorien kommen entweder von Dieberey, oder von Betrug, oder von ganz natürlichen Dingen her, welche die Furcht vergrößert.

Es war ein reicher Kaufmann in einer großen Stadt, der einen sehr großen Vorrath kostbarer Gewürzwaaren, als Koffee, Zucker u. s. w. hatte. In dessen Hause fieng es Abends nach eilf Uhr gewaltig an zu spuken. Obgleich alle Thüren verschlossen waren, so gieng es doch durch alle Stuben, Säle, Böden und Kammern, und schlug die Thüren so entsetzlich, daß die Fensterscheiben klangen. Im Anfange war man noch so dreist, einmal nachzusehen. Da

man aber eine entsetzlich hohe Gestalt mit einem weißen Laken und schwarzen Bändern sahe; so zweifelte niemand mehr, daß es nicht die vor kurzem verstorbene Frau des Kaufmanns wäre. Denn nicht lange nach ihrem Tode hatte es erst angefangen, so im Hause zu lärmen.

Der Kaufmann war etwas abergläubisch und furchtsam. Daher verbot er alle fernere Untersuchung; und wenn es des Abends eilfe geschlagen hatte, so mußten alle seine Leute erst vor ihn kommen, und dann zu Bette gehen. Er aber verschloß und verriegelte sich, und sang viele Lieder wider die Gespenster und Nachtgeister.

D. O! weiter, lieber Herzensvater. Wie wird das Ding kommen?

V. Es kam so, daß verschiedene Ladendiener und Mägde wegzogen, weil sie den Spuk nicht mehr ausstehen konnten, der so

drei=

dreiste wurde, daß er dem Herrn und den Leuten an die Kammer kam, und aufklinken wollte. Da es bekannt wurde, so rieth man dem Kaufmann, er sollte doch ja recht nachsehen, ob auch alle seine Leute im Hause, und jeder an seinem rechten Orte wäre. Ja! sagte er, das sind sie. Denn sie müssen des Abends, ehe der Spuk angeht, alle vor mich kommen. Aber, hieß es, sind sie auch alle des Nachts in ihren Kammern? Da trauete sich der Herr selbst nicht herumzugehen. Gleichwohl versicherte es einer von dem andern. Mit dem Glockenschlag zwölf hörte der Spuk auf, und es wurde alles ruhig.

D. Wurde es denn nicht entdeckt, lieber Vater?

V. Es war Dieberey und Betrug, wie du gleich hören sollst. Der Herr bekam einen neuen Ladendiener, der viel gereist war, und sehr vernünftig dachte, auch von Furcht

vor Gespenstern gar nichts wußte. Als ihn der Herr annahm, sagte er ihm dabey: Punkt eilfe müsse er zu Bette gehen, weil es in seinem Hause gewaltig spuke. Er hörte das stille an, legte sich zu Bette, und hörte in der ersten Nacht den Spuk auch ruhig an. Des andern Tages besahe er die Gelegenheit des Hauses, und nahm eine Laterne, eine gute Peitsche, und einen tüchtigen Strick mit in die Kammer. So bald es eilfe schlug, gieng das Thürenschlagen und Kollern wieder an, daß allen die Haare zu Berge stunden. Er aber nahm ganz getrost seine Laterne, Strick und Peitsche, und gieng dem Spukedinge nach. Er traf es just mitten auf dem großen Saale an. Da es ihn sahe, kam es gerade auf ihn zu, als eine entsetzliche Maschine. Er betrachtete es ohne Furcht, und sahe, daß es keine Füße hatte, sondern auf Stelzen stand. Harre, dacht' er, dich will

ich

ich kriegen. Da er stehen blieb, blieb das Ding auch stehen. Denn es merkte, daß der Mensch dreist war. Mit einemmale aber, ehe sich es versahe, lief der Diener auf dasselbe los, und rennte es um und um, daß es wie ein Mehlsack mitten in den Saal fiel. Und nun war er mit der Peitsche drüber her. Bey jedem Schlage fühlte er was menschliches. Endlich fieng das Ding an jämmerlich zu schreyen. Wer bist du? Keine Antwort. Bav, Bav, mit der Peitsche drüber her. Ach! Barmherzigkeit, rief eine klägliche Weiberstimme. Als er ihm das Tuch abriß, sahe er, daß es das Kindermädchen war. Er faßte es oben bey den Haaren, und schleppte es so vor seines Herrn Kammer. Als dieser den entsetzlichen Lärm hörte, rief er: um Gottes willen, was willst du, Gespenst! ich habe dir ja nichts gethan. Aufgemacht! rief der Diener. Kennen sie meine Stimme?

Hier bringe ich das ganze Gespenst. Der Herr machte auf, und konnte erst seinen Augen nicht trauen, da er das Kindermädchen zu seinen Füßen winseln sahe.

Nun rief der Diener alles Gesinde zusammen, daß sie das Gespenst sehen mußten.

D. Aber, warum hatte denn das Mensch das gethan?

V. Merkst du das noch nicht? Es bekannte nun alles. Es habe sich einen Hauptschlüssel machen lassen, der alle Thüren schloß. Es habe es gleich nach der Frau Tode angefangen, um die Leute erst in Furcht zu setzen. Den Lärm habe es darum durch alle Zimmer gemacht, damit sie sich desto mehr fürchten möchten. Auf den Stelzen sey es gegangen, um dadurch den Leuten desto mehr einzubilden, es sey ein Gespenst. Wenn es nun recht sicher gewesen wäre, so wäre es hinten

ins Waarenlager gegangen, und hätte sich Zucker, Koffee und dergleichen geholt.

D. Das war schon recht, daß sie dich gekriegt haben.

V. Aber siehest du nun, mein Kind, wie schädlich die gar zu große Furcht sey? Wäre der Diener nicht so beherzt gewesen, wie viel hätte das Mensch den Herrn noch bestehlen können! Und wie lange mag es ihn schon auf diese Weise bestohlen haben! Das war eine Spukhistorie, die von Betrug und Dieberey herrührte. Und deren sind die allermeisten.

XXXVIII.

Fortsetzung des 37sten Stücks.

D. Sie wollten mir ja noch ein Paar Histörchen erzählen.

V. O ja! liebes Kind, weil ich glaube, daß ich dir dadurch die Gespensterfurcht am besten benehmen kann.

Erst ein Paar lustige. Dann ein Paar traurige, die keinen guten Ausgang hatten.

Es war einmal ein loser Knecht, der die Mägde wollte zu fürchten machen, weil die eine sagte: sie fürchte sich vor nichts. Er geht des Abends in seinen Stall, nimmt die Stallkatze, und klebt ihr mit Pech unter alle vier Füße vier halbe Nußschaalen. Darauf setzt er sie ins Haus. Doch daß ich nichts vergesse. An den Schwanz hatte er ihr noch eine Blase mit Erbsen gebunden. Die Katze konnte ihre Krallen nicht ausstrecken, und

also

also nicht klettern, sondern fiel allerwegen zurück, wo sie hinspringen wollte. Was das für einen Lärm im Hause gab, da sie mit den Nußschaalen, Trepp auf, Trepp unter, klapperte, kannst du dir vorstellen. Nicht anders, als wenn zehn Regimenter die Treppen herunter gerasselt wären. Denn wenn es in der Nacht stille ist, kann man alles Geräusch doppelt hören. Die Mägde schwitzten vor Angst in ihrer Kammer, und keine getraute sich herauszugehen. Des andern Morgens wurde der Betrug entdeckt, und der Knecht bekam einen derben Verweis, da die Herrschaft von einer Reise zurückkam. Denn es ist nicht recht, einfältige Leute zu fürchten zu machen, und ihre Einfalt zu mißbrauchen.

Eine andere lustige von mir selbst. Ich war einmal bey einem Prediger auf dem Lan-

de. *) Der Mann klagte mir des Abends, daß seine Leute noch immer glaubten, einer seiner alten Vorfahren gienge, als ein kleines graues Männchen mit langem Barte und spitzem Huthe, spuken, und er habe davon in seiner Haushaltung vielen Schaden. Just um die Zeit hörte man auch von vielen Räubern, Spitzbuben, Mordthaten, Einbrüchen und gewaltsamen Diebstählen auf dem Lande. Es war einige 30 Jahre vor deiner Geburt.

Wir sprachen den ganzen Abend von solchen Dingen, und giengen spät zu Bette. Ich wußte des Hauses Gelegenheit recht gut, und schlief auf dem Saale in einer Stube, welcher gegenüber eine größere war, auf welcher Malz zum Brauen getrocknet wurde. Es war heller Mondschein. Ich lag im Bette, und hatte noch meine Gedanken. Das

*) Eine wahre Geschichte.

Bette stand seitwärts von der Stubenthür, die ich nicht abgeschlossen hatte. Doch lagen ein Paar geladene Pistolen auf dem Tische unter dem Spiegel.

Mit einemmale hörte ich, daß was ganz langsam mit starken Tritten die Treppe herauf kam. Diese war gleich vor der Stubenthür. Da ich merkte, daß es vor der Thür schnob, als einer, der den Drücker suchte, so richtete ich mich auf, und sahe gerade nach der Thür, weil der Mond überaus helle in die Stube schien. Indem schlugs auf den Drücker. Die Thür sprang auf, und ein kleines graues Männchen mit langem Barte trat zwischen die Thür. Vor dem ersten Schrecken bey solchen Dingen kann sich kein Mensch hüten; aber man muß sich dadurch nur nicht ganz außer sich selbst bringen lassen, daß man nicht mehr weiß, wo man ist, oder was man thut. Ich erschrack sehr,

weil mir gleich das kleine graue Männchen des Vorfahren einfiel. Als ich mich faßte, rief ich: wer da? was willst du? Da gieng das Ding zurück. Die Thür fiel wieder zu, und nun hörte ich es nach der andern Stube zu schlarfen. Es drückte den Drücker eben so hart nieder, aber die Stube war verschlossen. Ich dachte der Sache ein Bißchen nach, konnte aber nicht herauskommen. Jetzt hörte ichs wieder an meiner Stubenthür. Da vergiengen mir mit einemmale die Spukgedanken, und ich glaubte nun ganz gewiß, daß es Diebe und Spitzbuben wären, die nur erst hätten zusehen wollen, ob ich fest schliefe.

Ich also aus dem Bette heraus, nach der einen Pistole. Bauz zum Fenster heraus. Mit der andern aber nach der Thür. Als ich die aufmachte, rathe, Dorchen, was davor stand, und was ich sahe?

D. Vater! das kann ich nicht; aber ich wundere mich über ihre Dreistigkeit. Was war es denn?

V. So mußt du auch werden, wenn du dich nicht vor allem Quark fürchten willst. Es war, horche wohl zu: es war der alte Stallziegenbock. Der hatte sich den Abend zuvor ins Haus geschlichen, war nach dem Malze auf der andern Stube gegangen, und war erst an meine Thür unrecht gekommen. Natürlich sahe er im Mondschein mit seinem Barte wie das mir beschriebene graue Männchen aus.

Die Komödie ist noch nicht aus. Ich war so böse, daß ich ihn auf den Fuß nahm, und über Hals und Kopf die Treppe herunter schmiß. Der Prediger und seine Frau schliefen unten bey der Wohnstube. Als sie den Schuß hören, springen sie auf, und nach der Thür, weil sie glauben, es sind Die-

be

be da. Und so wie sie die Thür aufmachten, flog ihnen der Ziegenbock meckernd entgegen. Da hatten die Leute einen neuen Schreck. Das halbe Dorf kam in Allarm, und wir hatten genug zu thun, die Leute zu beruhigen. Endlich gieng alles lachend aus einander, über die lächerliche Ziegenbocksspukhistorie.

XXXIX.

Fortsetzung des 38sten Stücks.

D. Lieber Vater, die Historchen sind doch noch nicht alle. Das weiß ich. Erzählen Sie doch.

V. Noch eine lustige will ich zum Besten geben, wobey du sehen sollst, daß man es oft so wunderlich nicht denken kann, als es

sich

sich zuträgt, und daß es doch ganz natürlich zugehet.

Vor einigen Jahren werden bey einer ansehnlichen Stadt zween Pferdediebe gehangen. *) Kurz nachher kömmt des Abends der Lärm in die Stadt, die armen Sünder schlügen sich in dem Galgen, und rasselten gewaltig mit ihren Ketten. Anfänglich achtet man nicht darauf. Es kommen aber Personen, die es beschwören wollen, es selbst gesehen und gehört zu haben. Man paßt noch nicht darauf. Die Post, die bey dem Galgen dichte vorbey muß, und des Abends gegen zehn Uhr kommen soll, kömmt erst um Mitternacht, und da der Postmeister schmählt, so sagt der Postillion: Er könnte nicht davor. Er wolle auch nicht mehr dadurch fahren. Da in dem Galgen sey der böse Geist los. Die armen Sünder schlügen sich, daß die

Ket-

*) Abermals eine wahre Geschichte.

Ketten prasselten. Seine Pferde wären flüchtig geworden, und mit ihm Feld ein gegangen. Er danke Gott, daß er nicht den Hals gebrochen habe. Wer weiß, sagte der Postmeister, was du im Kopfe gehabt hast? Da hast du das Geschwätze auch gehört, und, um dir ein Herz zu machen, der Brannteweinsbulle brav zugesprochen, und dann auf die Pferde losgeschlagen, was das Zeug halten wollen. Da mußten sie wohl Feld ein gehen. O über die feige Memme! Der Postillion bestand darauf, er sey völlig nüchtern gewesen. Er habe stille gehalten, und eigentlich zugesehen, wie die Körper gegen einander geflogen wären. Da hätten seine Pferde geschnoben, geprustet, hinten und vorn ausgeschlagen und wären mit ihm von der Seite durchgegangen.

Der Postmeister schüttelte den Kopf, und sagte: warte, ich will das nächstemal den

Wagenmeister mitschicken. Da wirds ganz anders kommen. Ja! alleene, sagte der Postillion, eck ok nich wedder.

Am Tage liefen viele Menschen hinaus, und sagten: die armen Sünder sähen viel zerlumpter aus, als vorher, und die Haare hiengen ihnen auch weit gräßlicher um den Kopf herum, als sonst.

D. Nun, Vater, auf das Ende bin ich begierig.

V. Als das nächstemal die Post, die den Wagenmeister des Morgens mitgenommen hatte, des Abends wieder kommen sollte, giengs eben so, und sie kam erst des andern Morgens. So hatte sie sich verfahren. Der Postmeister sprach von Prügeln und Absetzen. Beyde aber bezeugten mit vielen Flüchen und Schwüren, wie schlechte Leute zu thun pflegen, daß es eben so gegangen wäre, und die Körper gar greulich zusammengeflogen;

die

die Pferde aber wieder flüchtig geworden wären.

In der Stadt wurde der Spektakel immer größer. Dieß bewog den Postmeister, bey der Garnison zu bitten, ein Commando Soldaten den nächsten Abend herauszuschicken, und die Sache genauer untersuchen zu lassen. Ein Unterofficier mit sechs Mann wird herausgeschickt. Als sie in der Dämmerung dem Galgen näher kommen, sehen sie schon die Körper gegen einander fliegen, und hören auch ein Aechzen: hau! hau! Die Haare steigen ihnen zu Berge; sie laufen alle davon, und berichten, was sie gesehen haben. Des andern Abends wird ein Lieutenant mit zwanzig Mann und zween Unterofficiers herausgeschickt. Als sie ankommen, geht das Spiel schon vor sich. Das Commando macht Halt, und der Officier, ein vernünftiger und beherzter Mann, sagt: hier

bleibt stehen, und ich will mit den Unterofficieren und sechs Mann näher gehen. Er that es, und sahe sehr genau, wie beyde Körper gegen einander geworfen wurden. Er sahe aber endlich, wie zwischen den Körpern ein dicker Prügel wankte, und hörte nun auch das Baffen des Prügels. Dieß bewog ihn, zu rufen: Wer da! Indem hielt der Prügel ein, und es kam hinter dem einen Pfeiler eine Person hervor. Den Augenblick waren die Unterofficiere mit den sechs Mann fort. Der Officier mochte rufen und schreyen wie er wollte. Was sollte er machen? Er mußte folgen, weil er verlassen war. Als er sich umsahe, lief wirklich jemand mit einer großen Stange hinter ihm her. Daher fieng er auch an zu laufen. So bald das vorderste Commando das sahe, giengs in vollem Gallop nach der Stadt zu; die Person aber mit dem Prügel hinter her, bis

ins Thor. Da sahe man denn, daß es ein wirklicher Mensch war. Er wurde ergriffen und in die Wache gebracht. Bey weiterem Nachfragen erfuhr man, daß es ein verrückter, verarmter Edelmann in der Nähe war, der sich einbildete, die armen Sünder hätten ihn arm gestohlen, und alle Abende, wenns finster wurde, hingieng, und die Köper im Galgen aus Rache prügelte.

Hättest du dir wohl vorgestellt, daß die Sache einen solchen Ausgang nehmen würde?

XL.

Fortsetzung des 39sten Stücks.

D. Fast fürchte ich mich gar nicht mehr, lieber Vater! je mehr sie mir solche Historien erzählen, wo alles so ganz natürlich zugegangen ist, so wunderbar und fürchterlich es auch im Anfange schien.

V. Ja freylich, mein Kind! Lerne daraus, wie viel auf eine gelassene und vernünftige Untersuchung solcher Dinge ankomme, und wie gut es sey, daß man frühzeitig die Wirkungen natürlicher Dinge kennen lerne, welche einfältige und unwissende Leute so oft für einen Spuk ansehen.

Es war einmal ein Kloster, in welchem des Abends im Kreuzgange ein Hund mit feurigen Augen und Füßen spuken gehen sollte. Ein vernünftiger Arzt paßte auf, und hatte den hintersten Ausgang verschließen, den vor-

dersten Eingang aber offen gelassen. Als es Abend wurde, stellte er sich an den vordersten Eingang. Da kam der Hund, und wollte seinen gewöhnlichen Weg hinten heraus nehmen. Er hatte wirklich feurige Augen und Füße. Der Arzt machte hinter ihm zu, und nun wurde der Hund gefangen. Daß seine Augen im Finstern leuchten, ist bekannt. Das thun die Katzenaugen auch. Und wenn man eine schwarze Katze im Finstern rückwärts streicht; so giebt sie Funken und Flammen von sich, weil dadurch eine gewisse feine Materie in ihren Haaren in Bewegung kommt, die man elektrische Materie nennt, davon du schon manches gesehen hast.

D. Ach ja, Vater, da neulich der Mann aus Göttingen hier war, und mit der Luft, die er in die elektrische Pistole brachte, mit einem

einem Funken einen Kork herausschoß, daß es knallte wie Pulver. Aber was hatte denn der Hund an den Füßen, daß sie feurig aussahen?

V. Das war recht sehr kuriös. Er hatte eine weiße klebrichte Feuchtigkeit daran, welche im Finstern leuchtete. Als diese abgewischt wurde, so war auch das Leuchten weg. Nun kam es darauf an, zu untersuchen: was war das für eine Materie, und woher hatte sie der Hund an die Füße bekommen? Man sperrte den Hund bis den andern Abend ein; nun ließ man ihn laufen, und folgte ihm nach. Da kam man an einen Graben, wo ein ganzer Haufen todter Fische hingeworfen war. Darinn wühlte der Hund herum. Was ihm nun an den Füßen und Maule sitzen blieb, das leuchtete. Als man mit einem Stocke in dem Haufen herumrührte, leuchtete der ganze Haufen,

und der Stock auch. Denn die todten faulen Fische leuchten eben so stark im Finstern, als das faule Holz. Da wußte man mit einemmale die ganze Sache, den ganzen Spuk.

D. O! das ist allerliebst. Das gefällt mir.

V. Noch ein solches Histórchen will ich dir erzählen, wie man mit bloß natürlichen Dingen andere in Furcht setzen und betrügen kann.

Es war einmal ein Spitzbube, der in einer großen Stadt in einem vornehmen Wirthshause logirte, und merkte, daß die Tochter des Hauses viele Juwelen und kostbare Sachen in ihrem Zimmer hatte. Er hatte zu allen Schlössern Nachschlüssel. Des Nachts kleidet er sich aus, und nimmt Phosphorus mit sich. Den kennst du auch schon. Er bemalt sich die Finger, so leuchten sie.

die Schuhschnallen, den Degen in der Hand, und so geht er in die Kammer, wo das Mädchen schläft. Da stand er nun ganz feurig vor ihr. Dieses kriecht unter das Bette und vergehet bald vor Todesangst. Mittlerweile gehet er im Zimmer herum, und malet Todtenköpfe und andere fürchterliche Figuren an die Wände, die alle leuchten. Da er nun meynt recht sicher zu seyn, so packt er alle Kostbarkeiten ein, und macht sich fort. Des andern Morgens merkte man den Betrug, und als es Abend wurde, leuchteten die Stellen an der Wand noch. So leicht kann man bestohlen werden, wenn man alles für Spuk hält.

XLI.

Fortsetzung des 40sten Stücks.

D. Aber, lieber Vater! bitte, bitte, eins wollen sie mir noch erklären. Was meynen denn die Leute mit dem wilden Jäger, der sich des Nachts in großen Wäldern, in der Luft mit Hunden, Jagdhörnern, und fürchterlichen Stimmen soll hören lassen?

V. Das meiste davon ist Furcht und Einbildung der Leute. Etwas aber ist doch wahr davon, und geht wieder sehr natürlich zu. Es kam einmal ein Reisender, ich glaube in Schlesien, oder wo es gewesen ist, zu seinem guten Freunde, einem Amtmann, der nahe an einem großen Büchenwalde wohnte. Des Abends sprachen sie von dem wilden Jäger und dem wütenden Heere, das ihn begleitete.

Der Amtmann sagte: ich weiß doch wirklich noch nicht, was ich von der Sache denken soll. Ich bin gar nicht abergläubisch; aber was ich ohne Furcht selbst gesehen und gehört habe, laß ich mir nicht ausreden. Wenn es wie jetzt bald gegen das Frühjahr geht, so hört man des Nachts, wenn es recht finster ist, um Mitternacht über dem Walde ein entsetzliches Geschrey und fürchterliche Stimmen durch einander, hu! hu! die nicht an einem Orte bleiben, sondern sich weiter ziehen. Man siehet auch viele Flammen, und sogar allerley fürchterliche Figuren in der Luft herumziehen. Das währet fast bis gegen Morgen, und das hab' ich alles mehr als einmal mit meinen Augen gesehen.

Der Reisende, der ein großer Naturkenner war, wurde sehr aufmerksam, und bat seinen Freund, ihm Morgen Abend zu erlauben, hinauszureuten, und den Spektakel

mit anzusehen. Ganz gern, antwortete der Amtmann, und wir wollen erst heute Nachmittag hinausreuten, um uns einen bequemen Ort zum Anstande auszusuchen. Sie wählten einen ziemlich hohen Berg dichte vor dem großen Walde; hatten sich aber mit ein Paar tüchtigen Flinten versehen. Als es finster wurde, hörten sie schon von weitem im Walde einzelne Stimmen: Uhu! Uhü! Nicht lange darauf mehrere. Und nun sahen sie auch über dem Walde große schwarze Figuren in der Luft ziehen, die Flammen von sich strahlten. Hierauf gieng der Lärm, das Geschrey und das Wüten erst recht an, wie eine Jagd, da immer gerufen wird: hu, hu! hu, hu! Der Zug kam näher, und die Pferde wurden scheu. Sie ließen sie hinter den Berg führen. Der Amtmann wollte wegreuten. Ich bitte Sie gar zu sehr, sagte der Reisende, bleiben Sie hier, ganz still, und

nahm seine Flinte. Als der Zug über den Berg kam, schoß er drunter, und es fielen ein Paar Figuren herunter, die entsetzliche Flammen von sich strahlten. Der Reisende gieng näher, wo sie lagen, und da sie an der Erde herumhuckten, schoß er sie noch einmal mit der andern Flinte. Da hörten die Flammen auf. Nun griff er sie an, und hob sie auf. Was war es wohl?

D. Das möcht' ich wissen.

V. Du sollst es gleich erfahren. Es waren große Vögel. Sie nahmen sie mit sich, und als es Tag wurde, erkannte sie der Naturforscher gleich für die größte Art von Nachteulen, die man Uhus oder Schuwehuthe nennet. Ihre Augen sind wie kleine Teller, die im Finstern gewaltig leuchten. Ihre Stimmen Uhu, Uhu. Das war das Rufen des wilden Jägers. Und ihr Zug?

weil, die Männchen im Frühjahre die Weibchen verfolgen, daß sie sich paaren wollen.

Da war denn das wütende Heer mit einemmale entdeckt. Der Amtmann ließ des Morgens läuten, und die Dorfgemeine zusammen kommen, zeigte ihnen die Vögel, und erklärte den Leuten die ganze Sache, daß sie sich nun nicht mehr vor dem wilden Jäger und dem wütenden Heere fürchten dürften.

XLII.

Fortsetzung des 41sten Stücks.

D. Ach! wenn ich nur erst größer wäre, daß ich recht viel aus der Natur lernen könnte! Die liebe Natur! sie ist doch gar zu schön, und thut dem Menschen so viel Gutes, wenn sie nur sehen und hören wollen. Aber ich erinnere mich, bester Vater!

daß

daß Sie mir noch ein Paar Historien mit traurigem Ausgange erzählen wollten.

V. Die erste wird dir schon aus des Herrn von Rochows Kinderfreunde bekannt seyn. Es wollen einige Knechte in einem Garten nahe am Kirchhofe Aepfel stehlen. Der eine muß sich ein weißes Tuch umhängen, und sich auf den Leichenstein setzen; inzwischen die andern desto sicherer stehlen können, weil alle auf den Kirchhof kommende vor dem weißen Gespenste zurücklaufen. Das treiben sie so einige Abende. Endlich kömmt ganz spät ein Jäger über den Kirchhof, und sieht das Gespenst. Er bleibt stehen, und ruft es wohl dreymal an. Da es aber nicht antwortete, schießt er dem Kerl die Beine voll Schrot, daß er lange liegen, und viele Schmerzen ausstehen mußte.

Das sind die Folgen von solchen Narrenspielen, wenn man ein Gespenst vorstellen,

und andere zu fürchten machen will. So lange die Leute alle furchtsam sind, geht es an. Wenn aber einmal ein dreister und herzhafter drunter ist, so nimmts gemeiniglich keinen guten Ausgang.

So war es auch einmal in einer Stadt auf dem Harze. Da sitzen die Gerberknechte eines Lohgerbers des Abends in der Stube, und sprechen von Gespenstern. Der eine lacht die andern aus, und sagt: er fürchte sich vor nichts in der Welt. Die andern geben sich einen Wink, und gehen vorher aus der Stube. Draußen bereden sie sich, wie sie ihn wollen zu fürchten machen. Der Mensch muß über den Hof am Wasser weggehen, wo die noch unbereiteten Kuhhäute dichte an der Wasserfülle liegen, wo das Wasser aus dem Strom gefüllt wird. Da treten die beyden hin, und spannen eine Kuhhaut so aus, daß dem einen just die Hörner

auf dem Kopfe zu stehen kommen, und damit legen sie sich an die Erde. Als der andere nun dichte bey der Fülle ist, so richten sie sich auf, und treten in dieser fürchterlichen Gestalt vor ihn. Der Mensch erschrickt dergestalt, daß er einen lauten Schrey thut, und zur Seite über die Fülle gerade ins Wasser springt. Der große Hofhund, der dichte bey der Fülle liegt, sieht das, reißt sich von der Kette los, springt dem Menschen ins Wasser nach, und beißt ihm die Kehle ab.

War das nicht der traurigste Ausgang einer angestellten Spukerey? Waren die muthwilligen Leute nicht Schuld daran, daß der arme Mensch so elend ums Leben kam?

Eben so weiß ich noch eine andere Geschichte von ein Paar Bürgern, die des Abends vor dem Thore in einem Wirthshause bis in die späte Nacht sitzen. Der eine hat mit einem andern einen langen Proceß gehabt, un-

ter welchem dieser letztere gestorben, und an demselben Tage begraben worden ist. Jeder muß des Abends, wenn er nach Hause will, dichte vor seinem Grabe vorbey über den Gottesacker gehen. Nimm dich in Acht, sagt sein Kamerad, daß dich der und der nicht bey den Ohren kriege, oder aufhucke, wenn du nach Hause gehest. Dieser, ein roher halb betrunkener Mensch, vermißt sich sehr, daß er keine Furcht habe. Der Kamerad geht kurz vorher weg, und stellt sich hinter die Gottesackermauer. Als der andere kommt, so schleicht er ihm hinten nach, und springt ihm auf den Rücken, daß er ihn bis ans Thor tragen muß. Da verläßt er ihn, und giebt sich zu erkennen. Indessen war der andere so sehr erschrocken, daß er nach ein Paar Tagen starb.

XLIII.

Das neugierige Kind.

Es ist wohl recht gut, wißbegierig zu seyn, und viel wissen zu wollen; aber es ist nicht gut, wenn Kinder allzuneugierig sind und alles wissen wollen, was sie nichts angehet.

1) Darum, weil es sich für sie, als Kinder, noch nicht schickt, nach allem zu fragen.

2) Weil es ihnen noch nicht nützlich ist, alles zu wissen, und ihnen vieles schaden würde, da sie es noch nicht beurtheilen können.

3) Weil sie noch nicht alles verstehen und begreifen können.

4) Weil es nicht klug wäre, ihnen schon alles zu sagen, da sie selbst noch nicht klug genug sind, eine Sache zu verschweigen, und aus kindischer Einfalt oft Dinge wieder ausschwatzen, die andere nicht wissen dürfen,

wodurch viel Unheil, Argwohn, Zank und Feindschaft entstehen kann.

5) Weil sie durch ihre Neugier und vieles Fragen andern zur Last werden, und selbst Gelegenheit geben, daß ihnen was weißgemacht oder aufgebunden wird, wodurch sie denn am Ende lächerlich werden.

Frag nicht nach allem, sagte der Vater zu der allzuneugierigen Louise, bey der die Neugier schon ein Fehler geworden war.

Wenn jemand kam, und mit dem Vater allein sprechen wollte, und sie herausgewiesen wurde; so blieb sie vor der Thür stehen, und horchte, oder that, als ob sie in der Stube hätte was liegen lassen.

Schickte sich das wohl für das Kind, das alles zu wissen, was der Vater, der ein öffentliches Amt führte, mit andern Leuten zu reden hatte?

Es kam einmal eine Frau zu ihrer Mutter. Die klagte, wie sie sich mit ihrer Nachbarin gezankt, und wie sie diese ausgescholten hätte. Louise fragte nach allen Umständen und Scheltworten.

War ihr das wohl nützlich zu wissen?

Ein andermal wurde in einer Gesellschaft bey Tische vom Handel, Fabriken und andern Dingen gesprochen. Die neugierige Louise fragte alle Augenblicke dazwischen, daß der eine Mann immer in seiner Rede inne halten mußte, und ganz verdrüßlich wurde. Da sagte er endlich: Jüngferchen, das läßt nicht fein, daß Kinder immer dazwischen reden, wenn verständige Leute mit einander sprechen. Bleibe sie noch bey ihren Puppen. Das versteht sie noch nicht.

Da wurde Louise roth, und mußte sich schämen.

Eines Abends kam ein Mann zu ihrem Vater, und brachte etwas unter dem Rokelor. Der Vater gieng allein mit ihm in die Stube, und schloß die Thür ab. Nach einer halben Stunde gieng der Fremde wieder weg. Louise wollte vor Neugier bersten. Sie fragte wohl zehnmal, was brachte denn der Mann gestern Abend? Sie bekam einen Verweis, und mußte schweigen.

Endlich war sie einmal in der Stube bey den Aeltern, die von der Sache sprachen, und just nicht darauf achteten, daß sie da war. Da sagte der Vater: es ist mir doch lieb, daß mir der Mann neulich Abend meine tausend Thaler wieder gebracht hat, die ich schon verloren gegeben hatte.

Louise ließ sich nichts merken, daß sie das gehört hatte. Sie lief gleich in die Gesindestube, und sagte mit großer Freude: nun weiß ichs doch, was der Mann im Rokelor gebracht

bracht hat. Tausend Thaler hat er meinem Vater gebracht. Gleich schloß sie der Vater in seinen Schrank. Ich sollte es nicht wissen. Heysa! nun weiß ichs doch. Heysa! nun wird mir der Vater noch schon ein neues Kleid kaufen.

Der eine Knecht hörte das kaum, so machte er schon einen Anschlag auf das Geld. Des andern Morgens war der Schrank aufgebrochen, und Knecht und Geld waren fort.

Ist es wohl rathsam, daß die Kinder alles wissen? Wie groß war der Schaden, den Louise durch ihre Neugier und Schwatzhaftigkeit anrichtete!

Die neugierigen Leute sind sehr leichtgläubig, und lassen sich alles aufbinden. So giengs Louisen auch.

Sie war in der Gesindestube, wo zwey mit einander heimlich sprachen. O! wie quälte sie die Leute, das zu wissen, was sie

gesprochen hätten! Marie sagte: Cathrine hätte ihr was heimliches gesagt. Sie dürfte es aber keinem Menschen wieder sagen. Nun wurde sie erst recht neugierig. Nun gieng das Fragen und Bitten erst recht an. O! liebe Marie, sage mirs doch. Ich bitte dich gar zu sehr. Ich wills ja keinem Menschen wiedersagen.

Bey solchen Gelegenheiten gewöhnen sich auch Kinder das leichtsinnige Verschwören und Vermessen leicht an.

Da es Marie nicht länger aushalten konnte, so sagte sie ihr endlich heimlich ins Ohr: Cathrine hat gestern Abend in ihrem Bette einen großen Schatz gefunden. Ach was denn? fragte Louise noch neugieriger. Was war es denn? Wie viel war es wohl? O sage mirs doch. Das darf ich schlechterdings nicht, antwortete Marie. Sage sie es aber

ja nicht wieder. Gleich wußten es alle andern Kinder.

Des Abends bey Tische sagte der Vater zu Louisen, wie sitzest du denn, als wenn du träumtest? Ach! lieber Vater, antwortete sie, ich kann es nicht auf dem Herzen behalten. Cathrine hat gestern Abend in ihrem Bette einen großen Schatz gefunden. Der Vater merkte gleich, daß ihr wegen ihrer Neugier was weißgemacht war. Er gieng heraus, fragte Cathrinen, kam wieder herein, und sagte: es ist doch wirklich wahr. Wir wollen hingehen und den Schatz besehen.

Cathrine mit dem Licht voran. Alle Kinder und der Vater hinterher. Die Kammer wurde aufgeschlossen. Louise konnte sich vor Neugier nicht lassen. Sie war die erste, die zum Bette lief, und es aufdeckte.

Da entstand ein gräuliches Gelächter. Die Katze hatte ins Bett geheckt, und da lagen fünf junge Kätzchen drinn.

Louise stand wie versteinert. Siehe da! sagte der Vater, da ist dir schon recht geschehen. Auf ein andermal sey wieder so neugierig, und frag nach allen Possen. O! wie wurde da Louise ausgelacht!

XLIV.

Die Einfalt.

Die Einfalt kömmt aus der Unwissenheit. Je weniger ein Kind lernt, desto einfältiger ist es. Und wenn es so aufwächst: was wird denn wohl aus ihm! Es kann sich mit nichts behelfen. Es wird betrogen. Es wird seiner Dummheit wegen von allen ausgelacht.

So gieng es dem einfältigen Johann, der in seiner Jugend gar nichts gelernt hatte. Als ihn ein Herr aus Mitleiden im 16ten Jahre in

in Dienste nahm, wußte er nicht, was ein Huth, was eine Kleiderbürste, eine Lichtputze, und dergleichen war. Von einer Taschenuhr hatte er in seinem Leben nichts gehört.

Da der Herr auf einer Reise im Wirthshause schlief, sagte er zu ihm: bleib diese Nacht hier in der Stube, und gieb auf meine Sachen Achtung. Er legte sich zu Bette, und die Beinkleider auf den Stuhl vors Bette. Als es stille wurde, hörte Johann die Uhr in den Hosen picken. Er schlich sich sachte hin und horchte. Da pickte es noch stärker. Halt, sagte er, dich will ich kriegen, ergriff den Stiefelknecht, und schlug tüchtig drauf los. Er hielt wieder das Ohr hin, und es pickte nur noch sachte. Bav, bav, giengs wieder drauf zu. Und nun war alles stille. Harre, sagte er, kannst du nun stille seyn?

Von dem letzten Schlagen erwachte der Herr, und fragte: was er vorhätte. Er ant-

antwortete: er hätte da in den Hosen eine Maus todt geschlagen. Kerl, sprach der Herr, bist du toll? Das wird gewiß meine Uhr seyn. Er stand auf und sahe bey dem Nachtlicht seine Uhr in tausend Stücken. Der dumme einfältige Mensch!

So gehts, wenn man die bekanntesten Dinge des menschlichen Lebens nicht weiß.

XLV.

Von Kindern, die sich vor alles fürchten.

Ach Dorchen! ich bin entsetzlich erschrocken, sagte Fritze. Wovor] denn? antwortete jenes. Vor einer Maus, die mir über die Hand lief. Ich dachte gar! erwiederte D. Wie kannst du dich vor einem solchen unschuldigen Thierchen so fürchten, das keinem was zu Leide thut? Ich fürchte mich

gar nicht davor. Ich kann sie angreifen, übers Fell fahren, beym Schwanze nehmen; nur wenn sie lebendig sind, nehme ich mich in Acht, daß sie mich nicht beißen.

Wie machst du denn das, daß du dich nicht davor fürchtest? Ich ekle mich davor, sprach Fritze. Das hat mich mein Vater gelehrt, sprach D. Er ließ mich die Ratzen und Mäuse anfassen, da ich kaum zwey Jahr alt war, und noch nicht wußte, daß man sich davor fürchten könnte. So auch lebendige Frösche. Er that es selbst, da that ichs nach. Als ich größer wurde, durfte keiner aufschreyen, und sich erschrocken anstellen, wenn er eine Maus, Ratze oder Frosch sahe. Denn davon kommt unsre Furcht davor allein her, wenn sich Vater oder Mutter, oder die Mägde anstellen, als ob das Haus im Feuer stünde, sobald sie so was sehen. Sehen wir Kinder nun so was mit an, ehe

wirs

wirs besser verstehen, so wird uns die Furcht natürlich.

Ja, Dorchen so ist es auch. Du hast recht. Daher hab' ich meine Furcht. Bloß von der Kindermuhme. Die schrie so entsetzlich auf, wenn sie eine Maus sahe, daß ich zusammenfuhr. Dann zeigte sie auf das Thierchen, und sagte: da, da, ein häßliches, giftiges Thier. Lief auch wohl mit mir zur Stube heraus. Nun will ich doch sehen, ob ich das nicht lassen kann, da du die Mäuse sogar beym Schwanze kriegst. Der ist ja aber giftig.

Nein, Fritzchen! das ist er nicht, sagte Dorchen. Das sagen die Leute nur so, weil sie es nicht besser wissen. Mein Vater sagt aber ganz anders. Er ist ganz voll Stacheln und Haare, besonders bey den Ratzen. Ach ich habe einmal ein Stückchen Haut von einem solchen Schwanze unter des Vaters

Vergrößerungsglase gesehen. Stacheln, wie große Bäume. Die braucht die Katze zum Klettern. Drum kann sie an der Wand hinauflaufen. Da nimmt sie den Schwanz unter sich nach dem Kopfe hin. Dann stechen die Stacheln in den Kalk, und sie kann sich daran festhalten. So hat mirs der Vater erklärt. Ist das nicht artig!

Ja freylich ist es das. Bald fürchte ich mich nicht mehr davor. Aber vor den Spinnen möcht' ich in den Keller laufen. Die sollen erschrecklich giftig seyn.

Nein! Kind, das sind sie auch nicht, erwiederte Dorchen. Sie sind nicht so häßlich, wie du dir vorstellst. Einige haben die schönsten Farben, und ich stehe oft ganze Stunden vor einem Spinnenneße, und werfe Fliegen hinein. Da fährt denn die Spinne wie ein Blitz darauf los, und wickelt die Fliege mit ihrem Faden ein, als wenn dein

klei-

kleines Schwesterchen gewickelt wird. Hernach schleppt sie solche in ihr Loch, und saugt sie aus. Es sieht charmant aus. Eine Spinnenzange solltest du unter dem Vergrösserungsglase sehen. Schöners kann man fast nichts sehen. Fürchte dich nicht davor. Ich kann sie auch angreifen.

Aber, liebes Dorchen, hat dir der Vater nichts von Kröten gesagt? Die Leute kriegen ja dicke Hände, wenn sie einen anhauchen.

Ja, mein Fritzchen, war Dorchens Antwort, der Vater hat mich davor gewarnt, daß nichts von ihrem Urin an mich käme. Der wäre scharf, und zöge Blasen. Das Anhauchen sey falsch. Und die Kröte sey ein bloßer Landfrosch. Giftig aber wären sie nicht. Ich habe oft zugesehen, wenn der Vater welche aufgeschnitten hat. Sie sehen inwendig accurat wie ein Frosch aus. Du darfst dich nicht vor ihnen fürchten. Sie

thun

thun dir nichts zu Leide. Ich habe immer Mitleiden mit den armen Thieren, wenn sie die grausamen Jungen so aufspießen, und elendiglich verhungern lassen.

Kinder, die sich vor solchen Dingen gar zu ängstlich fürchten, müssen manchen schönen Sommerabend wegen der Frösche, Kröten und Spinnen entbehren, und gar zu Hause bleiben, wenn andere Kinder auf der angenehmen Wiese spazieren gehen.

XLVI.

Etwas Nützliches.

Es ist überaus gut, Kinder frühzeitig mit allen Dingen des menschlichen Lebens bekannt zu machen.

Es raucht schon wieder in der Stube, sagte der Vater zu der Mutter. Ich fühle

es

es an meinen Augen. Hole mir doch, meine Liebe, ein Paar faule Aepfel.

Was wollen Sie denn damit, liebster Vater? sagte Dorchen; doch nicht essen?

V. Das sollst du gleich sehen, wenn der Ofen nur etwas kälter ist. Du weißt, daß ich immer geklagt habe, daß man keinen festen Ofenkitt habe, und daß der Leim beständig abfalle, womit die Ritzen verschmiert sind. Dann rauchts, und du klagst selbst oft über die Augen. Ein solcher feiner Rauch ist den Augen sehr schädlich.

D. Was wollen Sie denn mit den faulen Aepfeln?

V. Einen Ofenkitt machen. Dazu habt ihr Kinder mir selbst Gelegenheit gegeben. Wenn ihr Borstorferäpfel in die heiße Röhre legt, so braten sie, und wenn sie platzen, so läuft der Saft heraus. Wenn der ans Eisen antrocknet, so wird er so fest, daß man

ihn mit dem Messer nicht abschrapen kann. Siehe zu, nun will ich den Ofen verschmieren. Erst streiche ich die Ritzen dicke voll weichen Apfel, und dann Leim drüber. Hernach heize ich scharf ein, daß der Apfel anbackt. Dann fällt es nicht wieder ab, sondern hält sehr fest, und wir haben keinen Rauch in der Stube.

D. Wieder was gelernt.

XLVII.

Von Kindern, die alles ruiniren.

Jettchen ästimirte auch gar nichts, was sie von ihren Aeltern bekam. Sie ruinirte gleich alles. Waren es ein Paar neue Schuhe, so gieng sie damit in den tiefsten Koth. War es ein neues Kleid, so sahe es den andern Tag aus, als wäre sie damit in

einer Fleischerbude gewesen. Von Spielsachen schonte sie gar nichts. Die niedlichsten Sachen lagen kurz und klein in der Stube herum. In einem Tage brauchte sie wohl sechs Schieferstifte. Kurz, sie war eine rechte Verwüsterin aller guten Sachen, und wurde ihren Aeltern dadurch viel kostbarer, als drey andere Kinder, die ihre Sachen zu Rathe hielten, und schonten.

Das ist der erste Grund zur Verschwendung, wenn sie größer werden, und keiner Sache zu schonen gelernt haben. Kinder wissen noch nicht, was eine Sache kostet, und wie sauer es den Aeltern wird, das alles zu verdienen, was sie gebrauchen.

Jettchen wurde deshalb oft bestraft; aber es wollte nichts helfen. Es war schon zu weit eingerissen, und sie hatte es zu oft gethan, ohne daß sie darüber Unwillen gehabt hätte. Das beste Mittel wäre gewe-

sen, ihr von allem, was sie ruinirt hätte, nichts wieder zu geben, bis sie ihre Sachen besser hätte schonen gelernt; sollte sie auch eine Zeit lang ohne Schuhe haben gehen müssen, und in Jahr und Tag kein Spielzeug wieder gesehen haben.

Als Jettchen groß wurde, und heyrathete, gieng ihre Haushaltung bald zu Grunde. Der Mann konnte nicht so viel anschaffen, als sie ruinirte oder verderben ließ. Das Gesinde konnte ebenfalls machen, was es wollte: zerbrechen, verthun, drauf gehen lassen; sie sagte ihm nichts darüber. Denn sie machte es selbst nicht besser. Und ihre Kinder? die machten es noch viel ärger.

So wurde Jettchen nach vielen Jahren durch ihren eigenen Fehler gestraft, den sie sich in der Kindheit angewöhnt hatte, daß sie alles ruinirte. Sie wurde arm, und

mußte, da der Mann sich todtgegrämt hatte, mit ihren Kindern betteln gehn.

Dorchen hatte sich das Ding auch angewöhnt. Kaum hatte sie einige schöne Spielsachen bekommen; so waren sie zerrissen, verdorben, ruinirt. Alle Tage war ein Rechenstift hin. Sie gewöhnte sich aber das Ding eben so geschwind wieder ab.

Es kam ein armes Kind, und bat sie um einen Pfennig. Was willst du damit, sagte sie? Ach, antwortete der Kleine: ich will mir einen Rechenstift kaufen, weil ich gar zu große Lust habe, in der Schule zu schreiben, und meine Aeltern können mir keinen kaufen; so arm sind sie.

Sie gab ihm den Pfennig. Geschwind lief der Knabe fort, und holte sich den Rechenstift. Als er ihn in der Schule gebraucht hatte, wickelte er ihn sorgfältig in Papier, und steckte ihn in die Tasche. Nach vier Wo-

chen hatte er ihn noch, und in einem halben Jahre auch noch; da Dorchen in der Zeit viele zerschmissen hatte.

Das jammerte sie. Sie dachte immer an das arme Kind, dem ein Pfennig und ein Ding, das nur einen Pfennig kostete, so lieb war, weil es nicht mehr hatte. Wie gut hast du es vor einem solchen armen Kinde! sagte sie oft bey sich selbst. Nun will ich auch nichts mehr ruiniren. Davon könnten viele arme Kinder leben.

XLVIII.

Die bestrafte Vermessenheit.

Von Leuten, die sich mehr auf die Hörner nehmen, als sie leisten können, pflegt man zu sagen, daß sie vermessen oder zu verwägen sind. Und das läuft dann

manchmal schlecht ab. Denn wer sich in Gefahr begiebt, kömmt gemeiniglich darinnen um.

Ja! lieber Vater, da haben sie wohl Recht, sagte Lorchen, Wilhelm ist abscheulich vermessen. Er klettert auf die steilsten Leitern, kriecht unter den Dächern nach den Sperlingsnestern herum, geht über die schmalesten Brücken, und will alles können. Wenn er nur nicht einmal unglücklich ist.

V. Wenn ein Kind oder ein großer Mensch vermessen ist, so denkt er nicht daran, wie die Folgen beschaffen sind, oder wie die Sache wohl kommen könne. Daher ist gemeiniglich das Ende traurig, oder, wie man zu sagen pflegt: die Vermessenheit straft sich selbst.

Davon will ich dir ein Paar Histörchen erzählen.

Es waren einmal einige sehr verwägene Leute, wo? das weiß ich nicht recht mehr, mir däucht, in England. Einer wollte immer mehr können als der andere. Bruder, sagte der eine, willst du wetten, ich gehe diesen Abend ganz allein in die Kirche, in das große Gewölbe, wo die vielen Särge stehen, und nagle zum Zeichen, daß ich da gewesen bin, diesen Nagel mit einem Bande an den ersten Sarg. Der andere geht die Wette ein. Hierauf gehen sie zum Küster, und lassen sich den Schlüssel geben. Der erste nimmt eine Laterne, einen Hammer und den Nagel. Als er herunter kömmt in das Todtengewölbe, so nagelt er den Nagel fest an den einen Sarg. Die andern lauern oben bey dem Küster einige Stunden. Er kömmt nicht wieder. Endlich gehen sie zusammen herunter. Da liegt er todt neben dem Sarge.

Als sie ihn aufheben wollen, finden sie, daß er sich unten aus Versehen den Rockzipfel mit angenagelt hat. So wie er nun hat fortgehen wollen, bleibt er hängen. Er glaubt nicht anders, als der Todte halte ihn fest. Das macht ihm einen solchen Schreck, daß das Blut erstarrt, und er in Ohnmacht fällt. Als sie ihn an die frische Luft bringen, und er wieder zu sich selber kömmt, hat er bekannt, daß es ihm so ergangen sey. Durch eine solche natürliche Kleinigkeit wurde seine Vermessenheit bestraft. Was hatte er des Nachts bey den Todten zu thun? Die Todten selbst konnten ihm nichts thun; aber seine ganze Seele war doch voll heimlicher Furcht und Schrecken. Dazu durfte ein kleiner äußerlicher Umstand kommen; so war er des Todes, wie auch hier geschahe.

Eine andere Geschichte ist noch trauriger. Auf einer Universität war das Haus

eines Bäckers sehr berüchtiget, daß es darinnen gewaltig spuke. Das Spukeding kam allezeit in einer gewissen Stube aus der Wand, ließ sich vor vielen sehen, gieng das ganze Haus durch, und erschien bald in dieser, bald in jener Gestalt. Alle Studenten zogen aus. Der Mann litt sehr in seiner Nahrung und mußte zuletzt selbst ausziehen, und das Haus stehen lassen.

Die Sache kam vor die Obrigkeit, und es wurde eine große Belohnung versprochen, wenn sich einer finden würde, der die Sache untersüchen wollte. Anfänglich war niemand, der Herz genug hatte, das zu thun. Endlich fand sich ein Student. Der sagte: ich wills thun; doch mit der Bedingung, daß man mir erlaube, zu schießen und zu stechen, und daß man mir zu Hülfe komme, wenn ich schieße oder rufe. Geschieht ein Unglück, daß ich keine Verantwortung davon habe.

Dies wurde ihm versprochen. Er gieng also des Abends in das Haus, und in des Nachbars Hause waren einige Mann Wache. Er setzte sich auf die Stube, gerade gegen die Wand über, aus der das Spukeding immer kam. Es waren aber Tapeten an der Wand. Vor sich auf dem Tische hatte er einen blanken Degen, einen Hirschfänger, und zwey Paar scharf geladene Pistolen, nebst zwey Lichtern und gutem Feuerzeuge. Er trank dabey eine Bouteille Wein, und war gutes Muths.

Als es zwölfe schlug, hörte er in der Wand ein Geräusch. Mit einemmale öffneten sich die Tapeten, und es trat eine todtenbleiche Person mit langem Barte und einem weißen Todtenkleide herein. Sogleich schoß er die eine Pistole auf das Ding ab. Die Kugel pritschte ab, und flog zur Seite. Da merkte er Unrath, und das Ding gieng

etwas zurück. Harre, sagte er, bist du so beschaffen? Er sprang auf, und stieß immer mit dem Degen drauf zu. Endlich mochte er einen weichen Fleck treffen. Bauz, lag die Person zu Boden, und das Blut floß wie ein Strom.

Auf den Schuß kam die Wache aus dem benachbarten Hause, und sahe das Spukeding in seinem Blute liegen. Die Furcht vergieng, und da man es entkleidete, wär es ein Jude, der sich über und über verpanzert hatte. Daher hatte auch die Kugel nicht durchgehen können. Dieser böse Mensch hatte das Haus kaufen wollen, und es in üblen Ruf gebracht, um es desto wohlfeiler zu kriegen.

Er mußte aber seine Vermessenheit mit dem Leben bezahlen.

XLIX.

Das veränderliche Kind.

Im April ist das Wetter sehr veränderlich. In einer Stunde regnet es, schneyet, und die Sonne scheint. Daher sagt man von veränderlichen Menschen, daß sie so unbeständig sind, wie das Aprilwetter.

Ludwig war erstaunend veränderlich. Nicht eine Viertelstunde konnte er bey einer Sache bleiben. In einer Stunde mußte alles Spielzeug herbey. Kaum hatte er ein Stück in die Hand genommen, so schmiß er es schon wieder weg. Nun wieder ein anderes. Alles wurde er den Augenblick satt und überdrüßig.

So machte er es aber auch bey dem Lernen. Jetzt schrieb er. Nun wollte er wieder lesen. Erst in dem Buche. Nun wieder das. Dann weg damit, und rechnen.

In der Schule saß er keine Minute stille, sondern war wie ein Uhrwerk, daß der Lehrer Noth genug mit ihm hatte.

Andern Kindern verdarb er bey ihrem Spiel manche Lust. Wenn sie kaum ein Spiel angefangen hatten; so schmiß er alles durch einander. Nein! was anders. Und so gieng es beständig mit ihm.

O! was that ihm das veränderliche Wesen für Schaden! Als er groß wurde, und nun was werden sollte, wüßte er selber nicht, was er wollte. Erst ein Kaufmann. Er lief aber bald aus der Lehre. Dann ein Apotheker. Er hielt keine vier Wochen aus. Nun ein Buchdrucker. Aber wie lange? Keine vierzehn Tage. Und so läuft er noch in der Welt herum, von einem Orte zum andern.

Hat sich Ludwig nicht durch seine gar zu große Veränderlichkeit unglücklich gemacht?

L.

Das eigensinnige Kind.

Durch nichts kann sich ein Kind abscheulicher und verhaßter machen, als durch den Eigensinn. Und was macht die Kinder eigensinnig? Was anders als wenn sie von Kindheit auf in allen Stücken ihren Willen gehabt haben? Kömmt nun einmal der Fall, daß sie ihren Willen nicht haben können und sollen; so sehe man einmal den Spektakel, wie sich ein eigensinniges Kind anstellt, wie es sich gebärdet, wie es mit den Füßen stampft, mit den Händen kratzt, die Augen verkehrt, wie es schreyt, sich erbost und trozt, daß man die Augen zuhalten, und davon laufen möchte. Wie ein toller Hund stellen sich manche an, den man an die Kette legen muß.

Man sieht es schon bey kleinen Kindern, die noch kein Jahr alt sind, daß sie eigensinnig werden, wenn ihnen dies oder jenes nicht nach Willen geht. Die Wärterin steht z. E. mit ihnen vor dem Spiegel oder vor Bildern, oder vor dem Lichte, das sie gerne sehen mögen. Sie kehrt sich um, und will gehen. Das Kind will noch nicht weg. Wie stuppt es, wie bäumt es sich zurück, wie schreyt es! Tritt man mit ihm dahin, wo es hin will, so wirds ruhig. Daher ist das beste Mittel wider den Eigensinn, Kindern von diesem Alter schlechterdings nicht allen ihren Willen zu thun. Wollen sie dahin, so kehre man gleich um. Man gebe sie oft vielen fremden Personen auf den Arm, daß sie nicht immer bey einer bleiben. Und wenn sie zwey oder drey Jahre alt werden, so fordere man in allen Dingen strengen Gehorsam, ohne daß sie fragen dürfen

warum? Genug, der Vater oder die Mutter, oder der Lehrer, wills so haben. Wenn sie auf irgend einer Sache bestehen, so thue man es schlechterdings nicht, so leicht man es auch thun könnte, bloß weil sie es haben wollen, und auf ihrem Kopfe bestehen. So werden sie das Gehorchen und Nachgeben bald gewohnt. Kömmt der Verstand mit den Jahren, so sehen sie es selber ein, wie gut es sey, wie gut man es mit ihnen gemeynt habe. Sie wissen nichts von Eigensinn, und wenn sie einmal ein recht eigensinniges Kind sehen, so ist ihnen der Anblick abscheulich. Das ist das beste Mittel, dem Eigensinn zu steuern. Läßt man sie aber darinn erst bis ins dritte oder vierte Jahr aufwachsen, so ist es nicht zu beschreiben, was sie dadurch öfters den Aeltern für Noth, Aerger und Verdruß machen, zumal wenn Fremde da sind. Denn da sind sie gemeiniglich am

eigensinnigsten, wenn sie erst wissen, daß die Aeltern ihnen nachgeben, und sie durch ihren Eigensinn alles erhalten können.

Noch eins fällt mir hierbey ein. Ist ein Kind eigensinnig, und will absolut dieß oder jenes haben; so verspielen die Aeltern allemal gegen das Kind, wenn sie es erst strafen, und hernach doch seinen Willen thun. Manche Kinder wissen sich schon so zu verstellen, und, wie man zu sagen pflegt, den Aeltern durch Schmeicheln die weiche Seite abzugehen, daß sie ihren darunter versteckten Eigensinn nicht merken, sondern nachgeben, und die Kinder in ihrem eigenen Willen bestärken.

Nichts ist abscheulicher anzusehen, als ein recht eigensinniges Kind. Ich war neulich einmal auf dem Lande bey einem Amtmann. Er hatte ein Mädchen von fünf bis sechs Jahren. Schon vor Tische trieb es

allerley Muthwillen. Es legte die Serviet-ten und Messer durch einander. Laß das bleiben, sagte die zu gefällige Mutter. Auf dieß Verbot trieb es Karoline noch ärger, daß sie sich genöthiget sahe, sie auf die Finger zu schlagen. Nun gieng das Bölken an. Gehe heraus, hieß es. Nein! ich will nicht, absolut nicht. Sie stampfte mit den Füßen, und als die Mutter sie beym Arme nehmen und herausführen wollte, lief sie hinter den Ofen und heulte erschrecklich. Die Mutter ließ sie stehen, und gieng ihrer Geschäfte wegen heraus. Da wurde Karoline stille, kam wieder vor, und schien ganz anders zu seyn. Gleichsam als hätte sie es der Mutter nur zum Torte gethan.

Was denkt ihr, was empfindet ihr hierbey, ihr artigen, bescheidenen, folgsamen und gehorsamen Kinder?

Das Essen wurde aufgetragen; man wollte sich setzen, und Karoline sollte an einem Nebentische sitzen, weil der Tisch besetzt war. Die Magd sollte ihr die Serviette vorthun. Da hätte man das Leben sehen sollen. Sie riß sie der Magd aus der Hand, warf sie an die Erde, und trat sie mit Füssen. Karoline, rief die Mutter, sey vernünftig. Du sollst ja alles haben. Du siehst ja, es ist kein Platz am Tische. Nein! ich will hier nicht sitzen, ich will an Tisch. O sey nicht eigensinnig. Was mögen die Fremden denken?

Ja! Sie dachten auch ihr Theil.

Die ganze Gesellschaft mußte des ungezogenen Mädchens wegen über eine halbe Stunde warten. Was geschahe, da sich Karoline absolut an den kleinen Tisch setzen sollte, stieß sie aus Bosheit den ganzen Tisch um. Die Mutter wurde blaß, und sagte:

nehmen sie es doch nicht übel. Es ist ein kleines eigensinniges Ding. Es ist heute ein Bißchen spät aufgestanden. Dann ist es immer so. Nun so komm denn nur her. Wir wollen zusammenrücken. Dieß geschahe. Aber was das Mädchen da noch am Tische ausgeübt hat, daran will ich alle mein Tage denken. Lieber wollte ich künftig unter Russen und Kosaken seyn, als bey einem solchen Kinde.

Wie werden zu nachgebende Aeltern durch den Eigensinn eines solchen Kindes selbst gestraft und prostituirt! Und wie abscheulich und verhaßt macht sich ein solches Kind bey allen Menschen!

Denkt ihr denn nicht, ihr eigensinnigen Kinder, daß ihr euch dadurch an eurer Gesundheit schadet? Dorchen wollte sich des Abends immer nicht von einer andern Magd ausziehen lassen, wenn das Kindermädchen

keine

keine Zeit hatte. Als das die Aeltern erfuhren, ließen sie es gar nicht ausziehen, sondern es sollte die Nacht in seinen Kleidern allein in der Stube sitzen bleiben, und nicht zu Bette gehen. Darüber schrie sie, und erboste sich so, daß sie krank wurde. Das that alles der Eigensinn. Die andern Kinder hatten sich ausziehen lassen, und schliefen ruhig und vergnügt. Was ist nun besser, eigensinnig, oder folgsam und gelassen zu seyn?

Wie manche Freude könnten die Kinder mehr haben, wenn sie nicht eigensinnig wären! Durch den Eigensinn geht manche verloren. Fritze, Lottchen, Karl und Dorchen sollten spazieren gehen. Lottchen wollte absolut ein anderes Kleid anziehen. Du sollst nicht, sagte die Mutter. Das ist gut genug. Das muß ich wissen. Nun gieng das Schreyen an. Aber die Mutter sagte:

Kommt, Kinder, und sie mußte zu Hause bleiben. Das hatte sie von ihrem Eigensinn.

Das beste Mittel, den Eigensinn zu brechen, ist, gerade das nicht zu thun, was sie haben wollen. Darinn aber müssen sich Aeltern immer gleich bleiben. Auch sogar dann nicht, wenn die Kinder krank sind. Das verdirbt sie auf ihre gesunden Tage desto mehr.

LI. Fort-

LI.

Fortsetzung des 50sten Stücks.

Lieber Vater, sagte Dorchen, ich kann Ihnen nicht genug danken, daß sie mir meinen Eigensinn abgewöhnt haben. Wie ruhig, wie vergnügt kann ich leben, wenn ich alles thue, was meine lieben Aeltern haben wollen! Ich weiß, daß sie nichts anders haben wollen, als was mir gut ist. Wollen Sie mir des Abends nichts mehr zu essen geben, so schlafe ich desto besser. Soll ich nicht ausgehen, oder das nicht haben, woraus ich mir eine Freude machte; so müssen sie dazu ihre Ursachen haben. Ich erfahre es auch oft genug, daß es mir gut gewesen, daß ich dieß oder jenes nicht bekam, was ich haben wollte. Ich frage auch nun gar nicht mehr, warum? denn ich weiß, es

ist alles gut, alles gut, was meine Aeltern für mich thun.

V. O liebes Kind! komm her, laß dich küssen für deine guten Gesinnungen. Du bist es werth. Du machst mir Freude. Wenn doch alle Kinder so dächten! Bleibe ja dabey. Es wird dir deine ganze Lebenszeit gut thun.

D. Wissen Sie wohl, daß bey der Frau von * alles Gesinde wegzieht!

V. Bekümmere dich nicht, mein Kind, um andere Leute. Sie werden wohl nicht haben gut thun wollen.

D. Nein, lieber Vater! es sind gute, recht gute Leute. Wir kommen ja oft hin. Die Frau von * ist auch sehr mit ihnen zufrieden. Wissen Sie aber, warum?

V. Wenn es dich nichts angeht, sage ich noch einmal, so bekümmere dich nicht darum.

um. Es giebt das nur Gelegenheit zu verdrüßlichen Klatschereyen, wenn man sich um andere Leute und ihr Gesinde zu viel bekümmert.

D. Nein, Vater! das thue ich nicht. Weil aber die Sache von Kindern herkömmt, so dachte ich, ich dürfte es Ihnen wohl sagen.

V. Nun, was ist es denn?

D. Bloß Fräulein Lisabeth und Junker Ludwigs Eigensinn. Der ist so abscheulich, daß die Leute lieber in der Türkey dienen wollen. Ich habe es ein Paarmal mit angesehen. Es ist nicht auszusprechen, was sie den Leuten für Tort thaten. Nein! das ist unmöglich. Das kann keiner aushalten.

V. Siehst du wohl, wie leicht sich zu dem Eigensinn Tücke, Bosheit, Schadenfreude, Lügen und dergleichen gesellet? Ist es nicht erschrecklich, daß Kinder durch ihren Eigensinn eine ganze Haushaltung zerstören, und das Gesinde vertreiben können?

Ich will dir davon noch eine Geschichte erzählen.

Es war einmal ein kleines Mädchen, das auch so eigensinnig war, und immer auf seinem Kopfe bestand. Als sie groß wurde und heyrathete: was stand da der Mann, das Gesinde mit der Frau aus! Ihre Kinder wurden noch ärger als die Mutter. Der arme Mann grämte sich bald zu Tode. Und ihr gieng es kläglich. Weil niemand mit ihr auskommen konnte; so war sie auch von allen Menschen verlassen.

Franz war der eigensinnigste Junge von der Welt. Als er in die große Schule gieng; so lernte er nichts, weil er den Lehrern nicht folgen wollte. Auf der Universität hatte er wegen seines Eigensinnes tausenderley Verdruß. Denn das merke dir, eine böse Gewohnheit wird mit den Jahren immer ärger. Was man oft übt, darinnen bringt man es zur Fertigkeit: wie im Guten, so im Bösen.

Endlich konnte niemand mehr mit dem eigensinnigen Franz fertig werden. Alle Augenblicke mußte er ausziehen, weil ihn kein Wirth mehr behalten wollte. Mit der Wäscherinn, mit dem Traiteur, mit dem Friseur, mit allen Leuten hatte er Lärm, Klagen, Processe. Dieß machte ihn so desperat, daß er unter die Soldaten gieng. Hatte er es da besser? Der Stock konnte ihm den Eigensinn bald aus dem Kopfe bringen. Es

gieng

gieng aber doch Jahr und Tag hin, ehe er ihn ganz ablegte. Täglich bekam er Prügel. Als er nach sechs Jahren wieder los kam, war er ein ganz anderer und besserer Mensch.

Ist es aber nicht besser, wenn man von Kindheit an nicht eigensinnig ist, als daß man sich erst durch solche Mittel muß den Eigensinn abgewöhnen lassen?

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goeze, Johann August Ephraim, 1731-1793

Zeitvertreib und Unterricht für Kinder ... in kleinen Geschichten

Bd.: 1

Leipzig 1788

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.298
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301470-0
VD18 80181821-001